



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Hochschule Neubrandenburg
Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung
Studiengang Early Education

Resilientes Kind

Entwicklung kindlicher Resilienz

Bachelorarbeit

zur

Erlangung des akademischen Grades

Bachelor of Arts (B. A.)

Vorgelegt von: Anja Rudolphi

Betreuerin: Dagmar Grundmann (Dipl.-Soz.-Päd.)

Tag der Einreichung: 30. Juni 2009

*«Bewahre mich von dem naiven Glauben, es müsse
im Leben alles gelingen. Schenke mir die
nüchterne Erkenntnis, dass Schwierigkeiten,
Niederlagen, Misserfolge, Rückschläge eine
selbstverständliche Zugabe zum Leben sind, durch
die wir wachsen und reifen.»*

Antoine de Saint- Exupéry

Zitat	II
Index	III
Einführung	1
Kapitel I : Begriffsbestimmungen	2
1 Resilienz und Coping	2
2 Vulnerabilität	8
3 Deprivation	9
4 Zusammenhang Resilienz – Vulnerabilität – Deprivation	13
Kapitel II : Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung	15
1 Risikofaktoren	15
1.1 Begriffserläuterung „Risikofaktor“	15
1.2 Risikofaktorenkonzept	15
1.2.1 Armut als Beispiel eines Risikofaktors	17
1.3 Auswirkungen der Risikofaktoren auf die kindliche Entwicklung	21
2 Schutzfaktoren	22
2.1 Begriffserläuterung „Schutzfaktor“	22
2.2 Schutzfaktorenkonzept	23
2.2.1 Beispiele für Schutzfaktoren	25

2.3 Auswirkungen der Schutzfaktoren auf die kindliche Entwicklung	30
3 Zusammenhang Risikofaktoren und Schutzfaktoren	31
Kapitel III : Die Kauai – Studie	32
1 Emmy Werner	32
2 Die Kauai – Studie	33
3 Bedeutungen für die Resilienzforschung	37
Resümee	39
Zitat	V
Abkürzungsverzeichnis	VI
Tabellenverzeichnis	VII
Abbildungsverzeichnis	VII
Literaturverzeichnis	VIII
Primärliteratur	VIII
Sekundärliteratur	IX
Internetquellen	XIV
Digitale Quellen	XV
CD-R – Digitale Version der Bachelor-Thesis (PDF)	XVI
Eidesstattliche Erklärung	

Einführung

Inspiriert durch die im Studium ‚Early Education‘ behandelte Thematik der ‚Wahrnehmung von Ich-Stärke und Förderung von Resilienz‘ wurde die vorliegende Ausarbeitung, mit dem Thema ‚Resilientes Kind – Entwicklung kindlicher Resilienz‘ angefertigt.

Im Interesse stehen hierbei die Erschließung von den Begrifflichkeiten wie Resilienz, Coping, Deprivation und Vulnerabilität. Welche im Zusammenhang ihrer Wechselwirkungen reflektiert werden. Die Risikofaktoren sowie die Schutzfaktoren, die einen exorbitanten Einfluss auf die kindliche Entwicklung der Resilienz haben, werden näher durchleuchtet und in ihrer Bedeutung für eine ‚gesunde kindliche Entwicklung‘ untersucht. Die Risikofaktoren und die Schutzfaktoren scheinen in einem kontextuellen Zusammenhang zu stehen, welches in der vorliegenden Arbeit betrachtet werden wird. Die Faktoren werden auf ihre Begrifflichkeiten und ihre Bedeutungen hin analysiert, anschließend wird eine Verbindung zwischen den Risiko- und Schutzfaktoren formuliert. Zusätzlich werden die Risiko- und Schutzfaktoren mittels eines Beispiels charakterisiert. Anschließend wird die Kauai-Studie von Werner/Smith als ein Beispiel für die Resilienzforschung betrachtet. Dabei wird kurz Frau Emmy Werner vorgestellt. Die Kauai-Studie wird bezüglich ihrer Durchführung, ihrer Ergebnisse und ihrer Auswirkungen auf die Forschung hin erklärt und gedeutet. Diese Gliederung ergründet sich in der Erschließung der Thematik, der Klärungen der Begrifflichkeiten, der wirkenden Faktoren sowie der beispielhaften Benennung und Erschließung einer, für die Resilienzforschung, als wichtig empfundenen Studie. Abschließend erfolgt ein Resümee über die, in der Arbeit, erarbeiteten Daten und Fakten und deren Zusammenhang zur gesetzten Fragestellung.

Die Bearbeitung dieser einzelnen Inhalte steht unter der Frage-/Zielstellung ‚Welche Faktoren haben Einfluss auf die kindliche Resilienzentwicklung?‘.

Die, für die Ausarbeitung, verwendeten Daten wurden mittels Literaturrecherchen, Internetrecherchen sowie Recherche im weiteren digitalen Bereich (DVD usw.) zusammengetragen, ergründet und in Zusammenhang gesetzt.

Zum Sprachgebrauch ist zu erwähnen, dass mit der Formulierung ‚Kind‘ bzw. ‚Kinder‘ beide Geschlechter (Jungen und Mädchen) gemeint sind. Es wird die Formulierung ‚Kindergarten‘ und nicht ‚Kindertagesstätte‘ genutzt, welches auf Fröbel verweist.

Kapitel I : Begriffserläuterungen

1. Resilienz und Coping

Resilienz (lat. *resilire* ‚zurückspringen‘ ‚abprallen‘) ist ein weitläufiger Begriff, der von vielen renommierten Autoren und Autorinnen unterschiedlich definiert wird.

Corina Wustmann hat sich in ihrem Werk ‚Resilienz – Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern‘ die Frage gestellt ‚Was heißt Resilienz?‘. Die Antwort, die Sie gibt ist komplex.

„Resilienz meint eine psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken.“¹

Neben dieser Definition benennt Sie noch weitere Aspekte, welche zum Verständnis des Begriffes von Bedeutung sind. Wustmann gibt eine Form der Merkmalsdefinition zum Resilienzbeffriff, in dem sie schreibt, dass Resilienz sich auf den Erwerb sowie Erhalt von altersgerechten Fähigkeiten und Kompetenzen bezieht. Resilienz bezieht sich nicht allein auf die Abwesenheit von Störungen,

¹ Wustmann (2004), S.18

bspw. psychischer Art. Wustmann sieht Resilienz nicht als eine konstante Fähigkeit an, sondern vielmehr als eine Kompetenz, die in verschiedenen Situationen variieren kann. Diese Kompetenz und die sich daraus entwickelnde Fähigkeit belastende Situationen sowie Entwicklungsaufgaben zu meistern, sieht Wustmann als Teil einer positiven (Weiter-) Entwicklung an.²

Margherita Zander richtet ihr Augenmerk darauf „[...] wie können Menschen in widrigen Umständen Potentiale und Fähigkeiten entwickeln können, die ihnen sonst verschlossen blieben, und folglich darauf, wie durch lösungsorientierte Haltungen und durch unterstützende Maßnahmen auf gesellschaftlicher Ebene entsprechende Potentiale gefördert werden können.“³ Sie nutzt Astrid Lindgrens „Pippi Langstrumpf“ (Pippilotta Viktualia Rollgardina Pfefferminza Efraimstochter Langstrumpf) als Beispiel für ein resilientes Kind. Sie charakterisiert Pippi als ein Mädchen, welches positiv denkt, viele Ideen hat und sowohl wissbegierig als auch fragend ist. Pippi sei zielorientiert und habe eine, ihr bewusste hohe Selbstwirksamkeit.⁴

Ebenso wie Wustmann sieht Zander Resilienz, als Fähigkeit, welche ein Mensch erwerben kann (und immer wieder neu erwerben wird), da sich Resilienz in den unterschiedlichsten Situationen erkennbar machen und variieren kann. Durch diese mannigfaltigen Meinungen und Definitionen der Autoren und Autorinnen sowie der SozialwissenschaftlerInnen etc., kommt es zu verschiedenen Forschungs- und Konzeptschwerpunkten hinsichtlich Resilienz.

Wustmann erläutert in ihrem Buch (s.o.) mehrere Konzepte. Sie beschreibt Formen der Resilienz, welche von der Forschung genauer betrachtet werden oder werden sollten. Zum einen die Form, in der trotz andauernder, hoher Risikofaktoren, eine gesunde sowie positive Entwicklung stattfindet. Als Zweites benennt Wustmann die Form der Resilienz, welche als andauernde Kompetenz trotz ‚akuten Stressbedingungen‘ verstanden wird. Als letzten Punkt ihrer Aufzählung der Erscheinungsformen erwähnt Wustmann, dass Resilienz ebenfalls

² Vgl. Wustmann (2004), S.18ff.

³ Zander (2008), S.12

⁴ Vgl. Zander (2008), S.15f.

als zügige bzw. positive Erholung von ‚traumatischen Erlebnissen‘ zu verstehen sein kann.^{5 6}

Wustmann, und ebenso Zander, verweist darauf, dass das Konzept der Resilienz einen Bezug zur Salutogenese (lat. *salus* ‚Unversehrtheit‘; *genese* ‚Entstehung‘) auf. Das Konzept ‚Salutogenese‘ geht auf den Medizinsoziologen Aron Antonovsky zurück. Dieser hinterfragt die Ursachen des Krankwerdens und des Gesundbleibens, Antonovsky richtet sein Augenmerk demnach auf die erhaltenden und fördernden Faktoren der menschlichen Entwicklung. Er betont in seinem Konzept der Salutogenese die Prävention.^{7 8 9 10}

Weitere Konzepte sind nach Wustmann das Risikofaktorenkonzept und das Schutzfaktorenkonzept, auf welche unter dem Punkt ‚Schutz- und Risikofaktoren‘ (Kapitel II) näher erläutert werden.

Wustmann sieht Resilienz als einen *dynamischen Anpassungs- und Entwicklungsprozess* an. Wie bereits erwähnt, betont Sie nochmals das Resilienz „[...]kein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal[...]“ sondern „[...]eine **Kapazität, die im Verlauf der Entwicklung im Kontext der Kind – Umwelt – Interaktion erworben wird**[...]“ ist.¹¹

Umweltbedingungen wie Familie, Institutionen, Sozialraum etc. wirken demnach auf die kindliche Resilienzentwicklung und beeinflussen Diese maßgebend. Die Kinder haben eine aktive Rolle in dem Prozess der Resilienzentwicklung (Wie gehen sie mit belastenden Situationen um?).¹² Hierbei spielt das **Coping** eine entscheidende Rolle.

Wustmann zitiert Lazarus und Launier (1981) zu diesem Punkt:

⁵ Vgl. Wustmann (2004), S.19

⁶ Vgl. Bender, D./ Lösel(1998) zit. In Wustmann (2004),S.19

⁷ Vgl. Wustmann (2004), S.26

⁸Vgl. Zander (2008), S.27f.

⁹ Vgl. Antonovsky (1979) zit. In Wustmann (2004), S.26

¹⁰ Vgl. Antonovsky (1997) zit. In. Wustmann (2004), S.26

¹¹ Vgl. Zander (2008), S.28

¹² Vgl. Wustmann (2004), S.29

Unter Coping versteht man...

„(...) jene verhaltensorientierten und intrapsychischen Anstrengungen, mit umweltbedingten und internen Anforderungen fertig zu werden, das heißt, sie zu meistern, zu tolerieren, zu reduzieren oder zu minimieren“ .¹³

Hauptaufgaben des Copings sind es zum einen die Umweltbedingungen zu mindern, welche schädigende Einflussnahmen haben; Chancen der Besserung zu erhöhen; das Behaupten von Wohlbefinden auf der emotionalen Ebene (desgleichen im Bereich der Sozialbeziehungen) und somit ein bejahendes Selbstbild zu sichern.¹⁴

Coping bezeichnet nunmehr die unterschiedlichen Strategien die Kinder während ihres Aufwachsens entwickeln, um mit belastenden Situationen umzugehen. Wobei Wustmann von zwei Bewertungsprozessen ausgeht, der Ereignisseinschätzung und darauf folgend die Ressourceneinschätzung. Die Ereignisseinschätzung ist die Klassifikation eines Stresserlebnisses und dessen Abgleich mit anderen, bereits erlebten Situationen. Die Ressourceneinschätzung ist die Bewertung der eigenen Möglichkeiten gegenüber Risikosituationen. Nach dieser Bewertung der Möglichkeiten die ein Kind hat, erfolgt eine Auswahl und Anwendung von sogenannten Bewältigungsstrategien (Coping-Strategien).¹⁵ Diese Coping-Strategien sind Handlungsabsichten/-sequenzen mittels denen auf risikohaltige, bedrohliche Situationen reagiert wird. Die Strategien lassen sich in *defensive Coping-Strategien* (Stressereignisse durch Strategien möglichst vermeiden) und *aktive Coping-Strategien* (Auseinandersetzung mit Stressereignissen) unterteilen. Wustmann schlussfolgert dahingehend, dass Coping-Strategien eine *problemlösende* oder eine *emotionsregulierende* Funktion haben können. Das problemorientierte Coping, bezieht sich auf tatsächliche Umgestaltungen im eigenen Verhalten oder in der Umwelt. Das emotionsorientierte Coping bezieht sich auf Regulierung der emotionalen und somatischen Reaktionen. Jüngere Kinder tendieren zum problemorientierten

¹³ Wustmann (2004), S.76

¹⁴ Wustmann (2004), S.76

¹⁵ Wustmann (2004), S.76f.

Coping, die Anwendung des emotionsregulierenden Copings wächst mit steigendem Alter.¹⁶

Dysfunktionale Coping-Strategien sind Vermeidung, Verleugnung, negative Selbstverbalisation, Gewaltanwendung oder Drogenkonsum. Als positive Coping-Strategien werden (1) Informationssuche, (2) direkte Aktion, (3) Aktionshemmung, (4) intrapsychische Bewältigungsformen und (5) die Suche nach sozialer Unterstützung angesehen.¹⁷

Wustmann zitiert Brenner (1984) in ihrem Werk zur Resilienz. Brenner, so Wustmann, hat insgesamt 9 Coping-Strategien benannt, wobei er diese in 4 defensive Coping-Strategien und 5 aktive Coping-Strategien unterteilt.¹⁸

Hierbei betont Wustmann, dass Kinder in unmittelbaren Situationen des Stresses zu den Coping-Strategien greifen, welche Brenner als defensiv bezeichnet. Diese Strategien führen zu einer Angleichung zur Situation, auf kurze Zeit gesehen. Es ist keine Langzeit-Anpassung, demnach sind die defensiven Bewältigungsstrategien keine Lösung für eine dauerhafte Coping-Strategie der Langzeit-Anpassung.¹⁹ Zur Verdeutlichung dieser aktiven und defensiven Coping-Strategien, nach Brenner in Wustmann, und zur Erlangung eines Überblickes dient die erstellte, nachfolgende Tabelle. Diese wurde aus den vorhandenen Daten und Fakten zur Thematik erstellt:

Tab.1 – aktive und defensive Coping-Strategien nach Brenner²⁰

5 aktive Coping-Strategien		4 defensive Coping-Strategien	
1	<i>Altruismus</i> – der Junge/ das Mädchen übernimmt die Helfer/innen-Rolle, um sich nützlich zu fühlen	1	<i>Verleugnung oder Ablehnung des Stressereignissen</i> – der Junge/ das Mädchen verhält sich so als sein nichts gewesen
2	<i>Humor</i> – der Junge/ das Mädchen verhält sich humorvoll, dies dient in der Problemauseinandersetzung	2	<i>Regression</i> – der Junge/ das Mädchen verhält sich so, als würde ein Entwicklungsrückschritt

¹⁶ Vgl. Wustmann (2004), S.77f.

¹⁷ Wustmann (2004), S.78ff.

¹⁸ Vgl. Wustmann (2004), S.80f.

¹⁹ Wustmann (2004), S.80ff.

²⁰ Vgl. Wustmann (2004), S.81f.

	diese nicht ernst zu nehmen (Nachteil: Gefahr das die Ernsthaftigkeit von außen nicht wahrgenommen wird)		vorliegen, um z. Bsp. mehr Unterstützung zu erhalten
3	<i>Unterdrückung</i> – der Junge/ das Mädchen unterdrückt seine/ihre negativen Gefühle, um neue Kraft zu erlangen bis er/sie wieder mit der Situation konfrontiert werden wird	3	<i>Rückzug</i> – der Junge/das Mädchen zieht sich in sich zurück, bspw. eine Flucht in sogenannte Tagträume
4	<i>Antizipation</i> – der Junge/ das Mädchen versucht risikoreiche Situationen vorauszusehen und so keine Überraschung zu erleben (er/sie plant Coping-Strategien [altersabhängig])	4	<i>Impulsives Ausagieren</i> – der Junge/ das Mädchen verhüllt Probleme durch auffälliges Verhalten (z. Bsp. ärgern), um Aufmerksamkeit zu erhalten oder vor der Problemauseinandersetzung zu flüchten
5	<i>Sublimierung</i> der Junge/ das Mädchen befriedigt nicht-erfüllbare Bedürfnisse durch Ersatzhandlungen		

Mittels Coping-Strategien (siehe hierzu Tabelle 1 – aktive und defensive Coping-Strategien nach Brenner) können Kinder sich mit bedrohlichen Situationen auseinandersetzen. Coping ist daher, ableitend aus den genannten Fakten eine Kompetenz, eine Fähigkeit zum Resilienzerwerb. Dies ist eine Perspektive Resilienz zu erlangen.

Frau Zander beschreibt in ihrem Buch ‚Armes Kind – starkes Kind?‘ einen Zusammenhang zwischen der Resilienzentwicklung eines Kindes und deren Sozialwelt. Dies fasst sie punktiert in einem Satz zusammen:

„Die ResilienzpERSpektive betont die Stärken und Potentiale der Kinder, sie unterstreicht aber auch, dass Kinder bei der Bewältigung von Belastungen und Risiken die Unterstützung durch ihr soziales Umfeld und ihnen zugewandte

Erwachsene – seien es die Eltern, andere Bezugspersonen oder pädagogische und sozialpädagogische Fachkräfte – brauchen!“²¹

Somit stellt Zander parallel zur Sozialwelt die Bindung der Kinder zu mindestens einer Bezugsperson zur Diskussion. Daher kann von Resilienz als multidimensionales Konzept gesprochen werden. Resiliente Menschen begegnen und verarbeiten bedrohliche und risikoreiche Situationen ohne psychischen Schaden o.ä. davon zu tragen.²²

Otto Speck stellt nachstehendes fest:

„Resilienz wird auch als Invulnerabilität, also als Unverletzlichkeit, bezeichnet – ein sicherlich auch mißverständlicher Begriff, da es so etwas anthropologisch gesehen gar nicht geben kann.“²³

Das Vorhandensein von Resilienz ist kein Garant dafür ‚Unverletzbar‘ zu sein, vielmehr ist Resilienz eine Fähigkeit, eine Kompetenz mit schwierigen Situationen bzw. Lebenslagen mittels Coping konstruktiv umzugehen.

Das Gegenstück zur Resilienz ist Vulnerabilität. Welche im folgenden Punkt beschrieben wird.

2. Vulnerabilität

Vulnerabilität (lat. *vulnus* ‚Wunde‘) gilt als das Gegenstück zur Resilienz. Laut Wustmann ist Vulnerabilität gekennzeichnet durch die Verletzbarkeit, die Empfindlichkeit oder die Verwundbarkeit eines Menschen gegenüber (ungünstigen) äußeren Einflussfaktoren, d.h. eine erhöhte Bereitschaft psychische Erkrankungen zu entwickeln.²⁴ Ist ein Kind vulnerabel, so hat es nicht gut ausgebildete Coping-Strategien.

²¹ Zander (2008), S.14

²² Zander (2008), S.17f.

²³ Speck(1999) zit. In: Opp/ Fingerle/ Freytag (1999)

²⁴ Vgl. Wustmann (2004), S.19

Zander zitiert zur Nicht-Bewältigung von Belastungen Hurrelmann:

„Gelingt die Bewältigung der erwartbaren Belastungen im Lebensalltag nicht, dann kann es zu Störungen der Persönlichkeitsentwicklung im sozialen, psychischen und körperlichen Bereich kommen. In der Regel beeinflussen sich diese drei Störungsbereiche gegenseitig und haben fließende Übergänge.“²⁵

Vulnerabilität ist eine genetische und/oder biographische Verletzlichkeit.²⁶ Das bedeutet, dass sowohl innere, biologisch-genetische Faktoren und ebenso äußere Faktoren, wie die Sozialwelt Einfluss auf die Vulnerabilität besitzen.

Vulnerabilität kann durch Risikofaktoren und deren Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung entstehen.

Für Vulnerabilität und dessen mögliche Auswirkungen, aber auch konstruktive Bewältigung von Kindern mit vulnerablen Lebensumständen ist die Kauai-Studie von Emmy Werner et al. ein Beispiel (später näher erläutert in Kapitel III).

3. Deprivation

Deprivation (lat. *de-privare* ‚berauben‘) wird im Werk ‚Psychische Deprivation im Kindesalter. Kinder ohne Liebe‘ als Verlust oder Mangel leiden an einem (oder mehreren) wichtigen Bedürfnis(sen) bezeichnet. Bei der Deprivation geht es demnach um die grundlegenden seelischen Bedürfnisse die ungenügend befriedigt sind.²⁷ Hieraus leiten Langmeier/Matejeck die Begriffsbestimmung der psychischen Deprivation ab. Sie definieren: **„Die psychische Deprivation ist ein Zustand des Organismus, der als Folge solcher Lebenssituationen entsteht, in denen dem Subjekt nicht in ausreichendem Maße und für genügend lange Zeit die Möglichkeit zur Befriedigung seiner grundlegenden psychischen**

²⁵ Zander (2008), S.169

²⁶ Vgl. <http://www.psychology48.com/deu/d/vulnerabilitaet/vulnerabilitaet.htm> Stand: 08-06-2009

²⁷ Vgl. Langmeier/Matejeck (1977), S.9

Bedürfnisse gegeben ist.²⁸ Wobei Sie die grundlegenden psychischen Bedürfnisse hervortun und benennen. Diese wären die Bedürfnisse nach der Art und Weise sowie die Menge der Reize; der Erkenntnisgewinnung und des Lernens; der Bindung; der gesellschaftlichen Interaktion und der Sinnhaftigkeit der sozialen Umwelt; der Integration in Diese wodurch die Erkennung und Aneignung gesellschaftlicher Rollenbilder sowie die Lebensziele dem Kind ermöglicht werden.²⁹

Die Autoren Langmeier/Matejeck zitieren die Bindungstheoretikerin Ainsworth. Diese formuliert den Begriff des ‚maternal deprivation‘. Diese ‚maternal deprivation‘ stellt die Unvollständigkeit der Interaktion und der damit verbundenen Bindung zwischen einer Mutter und ihrem Kind dar.³⁰

Aus diesen Fakten kann man schlussfolgern, dass in die Deprivation Faktoren wie Bindungserfahrungen und die soziale Umwelt des Kindes mit in die Deprivation einfließen.

Bindungserfahrungen

Dies meint primär die Bindung zwischen Mutter und Kind (bzw. zwischen Bindungsperson und Kind). Gegenwärtig spielt die ‚*patterns of attachment*‘ (Bindungsqualität) eine zentrale Rolle. Diese Bindungsqualitäten unterteilen sich a)sichere Bindung; b)unsicher-vermeidende Bindung und c)unsicher-ambivalente Bindung (auch Bindungstypen genannt).³¹

a) sichere Bindungstyp

Das sicher gebundene Kind, entwickelt Vertrauen zur Bindungsperson und somit zur seiner Umgebung. Durch die Bindungsperson, welche sich emotional feinfühlig verhält, entwickelt das Kind ein positives Bild seines Selbst. Das sicher gebundene Kind geht seinem Explorationstrieb autonom nach, da es sicher ist,

²⁸ Langmeier/Matejeck (1977), S.12

²⁹ Vgl. Langmeier/Matejeck (1977), S.12

³⁰ Vgl. Langmeier/Matejeck (1977), S.11

³¹ Vgl. <http://www.psychologie.uni-regensburg.de/Grossmann/?Forschung:Bindungsforschung>
Stand: 26-05-2009

einen Rückzugshafen in Form der Bindungsperson zu haben. Bei einer Trennungssituation, wird das Kind emotional reagieren, indem es zum Beispiel weint. Die Bindungsperson (bei Wiederkehr) wird vom Jungen bzw. Mädchen freudig aufgenommen und es wird Körperkontakt zu Dieser suchen und sich somit beruhigen lassen.³²

b) unsicher-vermeidende Bindungstyp

Das Kind verhält sich in Trennungssituationen nach außen ‚anteilnahmslos‘, psychophysiologische Tests haben jedoch herausgefunden, dass die Trennung von der Bindungsperson Stress auslöst. Wobei der Stress bei diesem Bindungstyp stärker war, als bei den beiden anderen Bindungstypen. Seitens der Bindungsperson fehlt eine emotionale Unterstützung sowie Rückhalt für das Kind. Durch diesen Faktor und durch die Zurückhaltung der Eltern, unterdrückt das Kind seine natürlichen Bedürfnisse nach Zuwendung und es scheint sich von der Welt zu distanzieren.³³

c) unsicher-ambivalente Bindungstyp

Dieser Bindungstyp ist durch ein unbeständiges Verhalten der Bindungsperson charakterisiert. Die Bindungsperson ist dem Kind temporär zugewandt. Die Bedürfnisse des Kindes nach Zuwendung und Nähe werden durchaus nicht konsequent erfüllt bzw. wahrgenommen. Das Kind ist abhängig von der Bindungsperson und bei der räumlichen Trennung von der Bindungsperson erhöht sich der Stresspegel des Kindes.³⁴

Hellbrügge hat den Faktor der Bindung ebenfalls als wichtig anerkannt. Er bezieht sich in seiner Schrift auf Pflaunders, der den Verlust der Mutter-Kind-Bindung betrachtet. Pflaunders gibt ein Beispiel von Heimkindern für den Verlust der

³² Vgl. <http://www.psyia.de/sichere-bindung-vs-unsichere-vermeidende-bindung-44.html> Stand: 26-05-2009

³³ Vgl. <http://www.psyia.de/sichere-bindung-vs-unsichere-vermeidende-bindung-44.html> Stand: 26-05-2009

³⁴ <http://www.psyia.de/unsicher-ambivalente-bindung-vs-desorganisiertes-verhaltensmuster-45.html> Stand: 26-05-2009

Mutter-Kind-Bindung. Diesen Verlust der Mutter-Kind-Bindung teilt er in 3 Phasen ein.

1) Phase : Unruhe

Das Kind ist unruhig, hat eine eingeschränkte Nahrungsaufnahme und zeigt ängstliche Reaktionen auf.

2) Phase : Resignation

Werden die Bedürfnisse und die Äußerungen des Kindes nicht wahr-/angenommen, wird das Kind ruhiger und reagiert stetig weniger auf äußere Reize. Diese Heimkinder (im Säuglingsalter) waren laut Pflaunders in Hellbrügge häufig schwach, schienen regungslos und träge.

3) Phase : Verfall

Die Kinder wiesen in dieser Phase eine Art körperlichen Verfalls auf, wie andauernde Blässe, Schläffheit aber auch Gleichgültigkeit.³⁵

Demnach ist der Mutter-Kind Bindung/Beziehung ein großes Maß an Wichtigkeit für den Entwicklungsweg eines Kindes beizumessen.

Und der **Umwelt des Kindes**

Wie bereits Langmeier und Matejeck formulierten, hat ein Kind ein Bedürfnis nach gesellschaftlichen Beziehungen und dem sich in der Gesellschaft anerkannt machen sprich einen Platz in dieser Welt zu finden und beizubehalten.³⁶ Die Kinder eine in jeder Beziehung neue Welt dar, die es zu entdecken gilt. Durch den Explorationstrieb, wie ihn viele Autoren und Autorinnen (u.a. Bowlby, Ainsworth) nennen entdeckt das Kind diesen Makrokosmos. Wichtig ist die Bindung die ein Kind zu einer Person (Bindungs-/Bezugsperson [häufig die

³⁵ Vgl. Hellbrügge (2003), S.40f.

³⁶ Langmeier/Matejeck (1977), S.12f.

Mutter]) hat, da es sich wie Grossmann/Grossmann³⁷ beschreiben, in einer sicheren Bindungsbeziehung früher ein autonomes Explorationsverhalten aneignen und dementsprechend selbstbestimmt sein/ihr Umfeld erkunden wird.

4. Zusammenhang Resilienz – Vulnerabilität – Deprivation

Aus oben genannten Daten geht hervor, dass biologische, psychologische und soziale Faktoren Einfluss auf die kindliche Resilienzentwicklung nehmen. Biologisch meint die Anlagen des Kindes, Beispiele geben Hüther, in seinem Werk ‚Das Geheimnis der ersten neun Monate: Unsere frühesten Prägungen‘ oder Neumann, im Werk ‚Lass mich Wurzeln schlagen in der Welt: Von den seelischen Bedürfnissen unserer Kleinsten‘, die die pränatalen Prägungen und deren Auswirkungen näher erläutern. Psychologische Größen wie das Temperament, Kognition, Leistungsbereitschaft etc. und soziale Größen wie Armut, familiäre Konflikte/Schwierigkeiten und/oder psychologische Probleme der Eltern etc. und deren Auswirkungen auf das Kind.

Deprivation entsteht aus Vulnerabilität. Vulnerabilität, wie oben benannt ist eine ‚Verletzlichkeit‘, welche möglicherweise in Deprivation münden kann. Deprivation tritt in verschiedensten Formen auf. Wie Langmeier/Matejeck in ihrem, gemeinsam verfassten Buch ‚Psychische Deprivation im Kindesalter. Kinder ohne Liebe.‘ bemerken (wie im obigen Punkt ‚Deprivation‘ benannt).

Diese Autoren benennen explizit die Deprivation innerhalb der Familie und die vom Individuum selbst. Die Familie ist von zentraler Bedeutung, da sie die für die Entwicklung des Kindes psychischer Ebene mit beeinflusst. Jedes Familienmitglied, wie Mutter, Vater, Geschwister, Großeltern usw., spielt eine Rolle im Leben eines Kindes, wobei diese Mitglieder mannigfaltige, lebenswichtige kindliche Bedürfnisse erfüllen. Diese Bedarfe können physischer (Ernährung etc.), emotionaler (Bindung etc.), intellektueller (Anregungen der

³⁷ http://www.psychologie.uni-regensburg.de/Grossmann/?Forschung:Die_Bindungstheorie Stand: 26-05-2009

Kognitionsfähigkeit etc.) sowie moralischer (Vermittlung von Werten etc.) Art sein. Das Fehlen bspw. der existentiell wichtigen Bindung zu einer Bezugsperson, häufig nimmt die Mutter diese Rolle ein, ist ein Risikofaktor (oder auch Vulnerabilitätsfaktor) der der Förderung und Entwicklung von Resilienz entgegen wirken kann.³⁸

„Als zentral für die gesunde Entwicklung hat sich die Bedeutung einer dauerhaft emotional zugewandten Betreuungsperson herausgestellt.“,³⁹ sagte PD Dr. Martin Dornes in seinem Fachvortrag ‚Frühe Kindheit: Entwicklungslinien und Perspektiven‘ auf der Jubiläumstagung ‚Kindeswohl und Elternverantwortung‘ der Deutschen Liga für das Kind. Hiermit stellt er die Bedeutung der Bindung in den Vordergrund, die für eine ‚gesunde Entwicklung‘ wichtig ist. Eine sichere Bindung zu einer Bezugsperson ist einer der bedeutungsvollsten, wenn nicht gar der bedeutungsvollste, Schutzfaktor, den ein Kind haben kann.

Das Kind ist in seinen ersten Lebensmonaten angewiesen auf Hilfe und Zuwendung, sie reagieren, besonders im 1. Lebensjahr, sehr empfindlich auf Reizmängel bspw. emotionaler sowie sinnlicher Art. Dornes formulierte **„Kinder sind in ihrem Wohlergehen auf emotionale Anerkennung angewiesen.“**⁴⁰, ebenso weisen Langmeier/Matejeck darauf hin, dass ein Junge oder ein Mädchen auf Bindungen und emotionale Zuwendungen angewiesen sind.⁴¹

Resilienz, Vulnerabilität und Deprivation stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang. Sie bedingen sich gegenseitig. Vulnerabilität und Deprivation können mittels Coping zur Resilienzentwicklung beitragen. Resilienz verbunden mit Coping hilft einem Kind dabei mit risikobelasteten Lebensumständen konstruktiv umzugehen und diese zu bearbeiten und nicht in eine Ohnmacht zu fallen.

Zu dieser Thematik und diesem Zusammenhang, der oben erläutert wurde, gehören ohne Zweifel die Risiko- und die Schutzfaktoren benannt und erläutert.

³⁸ Langmeier/Matejeck (1977), S.111ff.

³⁹ Dornes 2007 (DVD des UC-TV GmbH Hamburg, www.uc-tv.de)

⁴⁰ Dornes 2007 (DVD des UC-TV GmbH Hamburg, www.uc-tv.de)

⁴¹ Vgl. Langmeier/Matejeck (1977), S.155ff.

Dieses folgt im kommenden Kapitel.

Kapitel II : Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung

1. Risikofaktoren

„Ein *Risiko* ist eine Gefahr, die eintreten kann aber nicht eintreten muss.“⁴²

1.1 Begriffserläuterung „Risikofaktor“

Risikofaktoren, so Jessor et.al., seien diejenigen Variablen, Bedingungen die erstrebenswerte positive sowie soziale Handlungs- und Verhaltensweisen in der Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins verringern oder negative Konsequenzen in der Wahrscheinlichkeit mit sich ziehen.⁴³

Unter Risikofaktoren, teils Vulnerabilitätsfaktoren genannt, wird bspw. Furchtsamkeit, Depressivität, Kontrollerwartung, negatives Selbstkonzept, Hilfslosigkeit oder Ähnliches verstanden.⁴⁴

1.2 Risikofaktorenkonzept

„Das Risikofaktorenkonzept versteht sich als ein Wahrscheinlichkeitskonzept, nicht als ein Kausalitätskonzept. Risikobedingungen sind nicht immer unmittelbar mit psychischen Störungen oder Entwicklungsrisiken verknüpft, vielmehr muss in zahlreichen Fällen eine Vulnerabilität des Kindes vorausgesetzt sein.“⁴⁵

In der Forschung wird zwischen 2 Gruppen der Entwicklungsrisiken differenziert.

⁴² Opp/Fingerle/ Freytag (1999), S.11

⁴³ Vgl. Jessor/ Turbin/ Costa(1999) zit. In Wustmann (2004), S. 36

⁴⁴ Vgl. Jerusalem (1990), S.48

⁴⁵ Scheithauer et al.(2000) zit. In Wustmann (2004), S. 36

Die Gruppe der **Vulnerabilitätsfaktoren**, die sich auf die biologischen und /oder psychologischen Merkmale eines Kindes bezieht. Vulnerabilitätsfaktoren können ferner als Mängel, Defekte oder Schwächen eines Kindes bezeichnet werden.⁴⁶

„Primäre Vulnerabilitätsfaktoren“ sind jene Faktoren, welche ein Kind seit seiner bzw. ihrer Geburt aufweist. „Sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren“ sind diejenigen Faktoren die ein Kind erwirbt, indem er oder sie sich mit seiner bzw. ihrer Umwelt auseinandersetzt.⁴⁷ Diese Vulnerabilitätsfaktoren sind genetischer, psychophysiologischer oder prä-/ peri-/ postnaler Natur. Ebenso sind eine problematische Bindungsorganisation, eine niedrige Kognitionsleistungen sowie Selbstregulationsleistungen und chronische Erkrankungen Vulnerabilitätsfaktoren.⁴⁸

Weiterhin gibt es die Gruppe der **Risikofaktoren/Stressoren**, welche sich auf die psychosozialen Umweltmerkmale eines Kindes bezieht. Die Risikofaktoren unterscheiden sich zu den Vulnerabilitätsfaktoren darin, dass die Risikofaktoren in der sozialen Umwelt (z. Bsp. in der Familie, dem weitläufigeren sozialen Feld [wie Kindergarten]) zu finden sind. Beispiele für Risikofaktoren sind chronische Armut, schlechte Lebens-/Wohnverhältnisse, nichtvorhandensein familiärer Harmonie sowie die Eltern selbst. Gemeint ist mit den Eltern als Risikofaktor, jene Mütter und/ oder Väter die sich dem Drogen-/Alkoholkonsum oder der Kriminalität hingeben. Ebenso können die Eltern ein Faktor des Risikos sein, wenn das Erziehungsverhalten z. Bsp. nicht konsequent ist oder die Eltern einen Migrationshintergrund haben, wodurch unterschiedliche Normen und Werte vermittelt werden, die eventuell mit den, in Deutschland, vorherrschenden Werten und Normen kollidieren. Hierzu ein konstruiertes Beispiel im Setting eines Kindergartens:

Ein Junge, türkischer Herkunft, ca. 5 Jahre alt, weigert sich im Kindergarten den Tisch abzudecken und die mit dem Abräumen des Tisches anfallenden Arbeiten zu erledigen. Er verweigert sich mit der Aussage „Das ist Frauenarbeit.“. Die

⁴⁶ Vgl. Wustmann (2004), S. 36ff.

⁴⁷ Vgl. Scheithauer et al. in Wustmann (2004), S.37

⁴⁸ Vgl. Wustmann (2004), S. 38

Erzieherin, die um den kulturellen Unterschied weiß, wird nun vor die Problematik gestellt, wie sie diesen kleinen Jungen evtl. dazu bewegen ebenfalls beim Abräumen zu helfen. Sie wird den Jungen nicht überreden, sondern ihm an Beispielen erklären, warum Sie gerne möchte, dass er hilft. Die Erzieherin wird unter allen Umständen wertschätzend und verständnisvoll mit besagtem Jungen umgehen. Eine Möglichkeit die Sie hat, wäre die Elternpartnerschaft zu Mutter und Vater zu nutzen. Die Erzieherin könnte mit den Eltern über die Problematik sprechen und versuchen mit dem Vater und der Mutter eine Lösung zu finden. Die pädagogische Fachkraft wird evtl. Gender Mainstreaming als Ausgangspunkt zur Diskussionsmotivation haben sowie die reichhaltigen Erfahrungen (Verantwortungsbewusstsein etc.) und Sinneseindrücke die mit der Aufgabe des Küchendienstes verbunden sind. Die Eltern haben ihr traditionelles Kulturgut, welches sie ihrem Kind vermitteln möchten. Um einen Kompromiss/ eine Lösung zu finden ist hierbei kulturelles Verständnis und gegenseitige Akzeptanz sowie Respekt nötig.

Der Junge wird in einen Konflikt gebracht. Er versteht die Tatsache, dass Abräumen etc. eine Mädchenaufgabe ist, als normal in seinem familiären und/ oder sozialen Setting (außerhalb des Kindergartens). Im Kindergarten erlebt er neue Tatsachen, denn hier werden unter dem Punkt Gender Mainstreaming sowohl Mädchen als auch Jungen in anfallende Arbeiten involviert und es wird nicht nach Geschlechtern differenziert.

Diese Konflikthaftigkeit der kulturellen Unterschiede kann ein Risikofaktor für die kindliche Entwicklung sein, insofern darauf nicht sensibel eingegangen wird.

1.2.1 Armut als Beispiel eines Risikofaktors

Armut, sie wird unterschieden in absolute und relative Armut.

Die ‚absolute Armut‘ ist vorhanden, wenn die Kinder (sowie deren Familien) nicht über die grundlegenden Mittel zur Lebenserhaltung verfügen. Dies bedeutet,

die Kinder verfügen bspw. nicht über ausreichende Ernährung, über Kleidung und gesundheitliche Betreuung.⁴⁹ Diese Armutsform ist größtenteils in Entwicklungs- und Schwellenländern vorzufinden.

„Relative Armut“, die Prägung der sozialen Ungleichheit im sozialen Kontext der Gesellschaft. Die Kinder leben am sogenannten „Existenzminimum“ (Mindestbedarf für den Lebensunterhalt).⁵⁰

Laut **OECD Studie** wächst die Schere zwischen Reich und Arm. Zu diesem Sachverhalt hat sich der OECD-Generalsekretär Angel Gurría wie folgt geäußert:

"Eine höhere Einkommensungleichheit behindert die Aufstiegschancen über die Generationen hinweg. Sie macht es für talentierte und hart arbeitende Menschen schwerer, den Lohn zu erhalten, den sie verdienen. Diese mangelnde soziale Mobilität beeinträchtigt die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit insgesamt".⁵¹

Ein Kind, welches in Armut lebt hat auf Grund der Lebenssituation, in der er und/oder sie sich befinden, erschwerte Bedingungen des Aufwachsens. Zander bezeichnet „Kinderarmut“ als gesellschaftliche Phänomen und als ein ernstzunehmendes Entwicklungsrisiko für Kinder.⁵² Unter Armut lebende Kinder sind mannigfaltigen Risiken ausgesetzt.

Eines ist die Ernährung; da in einem „armen“ Haushalt ungenügend materielle Güter vorhanden sind, um Nahrung zu erwerben. Die Tafeln, die Arche und andere wohltätige Organisationen helfen heutzutage bedürftigen Familien, nicht allein durch Bereitstellung von Nahrung sondern auch durch Kleidung und Hilfestellungen. Durch Mangelernährung (und/ oder auch ungesunde Ernährung) können sich Organe nicht gerecht entwickeln.

⁴⁹ Vgl. <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/150/15034.htm>
Stand: 17-06-2009

⁵⁰ Vgl. <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/150/15034.htm>
Stand: 17-06-2009

⁵¹ http://www.oecd.org/document/54/0,3343,de_34968570_35008930_41530998_1_1_1_1,00.html
Stand: 17-06-2009

⁵² Vgl. Zander (2008), S.11

Der menschliche Körper benötigt für ein gesundes Wachstum eine Ausgewogenheit der Grundnährstoffe wie Fette, Proteine, Ballaststoffe, Kohlenhydrate, Mineralstoffe, Vitamine und Spurenelemente. Bei einer unausgewogener Ernährung (von einem oder mehreren Grundnährstoffen zu viel oder zu wenig) kann man von einer ‚gestörten Ernährung‘ reden. Bei solch einer Fehlernährung kann es zu dazu kommen, dass sich Organe, Zellen und Gewebe im menschlichen Körper nicht optimal entwickeln bzw. funktionieren. Dies hat besonders auf Kinder Einfluss, da sie sich noch im Wachstum befinden und das Gehirn sehr sensibel auf eine Fehlernährung reagiert. Es kann somit zu körperlichen Beschwerden wie Untergewicht, Übergewicht oder sogar Adipositas führen und den Stoffwechsel langfristig stören.⁵³ Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sieht einen Faktor für die Entwicklung des Ernährungsverhaltens in den Lebensstilen der Kinder die durch die Haushalte, in denen sie leben stark beeinflusst wird. So wird laut BZgA in wohlstuartierten Haushalten mehr Wert auf gesunde Ernährung gelegt als bei ‚armen‘ Familien, die statistisch gesehen häufiger zu ungesunden Nahrungsmitteln wie Fast Food, Weißmehlbrot und Ähnlichem greifen.⁵⁴

Häufig wird bereits in Kinderprogrammen auf das Thema ‚Gesunde Ernährung‘ hingewiesen, wie beim KI.KA die Kampagne ‚Spot Fit!‘ »Clever essen und bewegen«. Diese Kampagne sollte laut KI.KA im Zeitraum vom Februar bis Mai 2007 die Kinder und die Eltern dazu anregen sich mit der Thematik ‚Essen, Trinken und Bewegen‘ auseinanderzusetzen. Diese Kampagne hatte großen Erfolg, denn über 5000 Kinder beteiligten sich an ihr.⁵⁵ Das Verständnis zum Essen der Kinder wird durch die Eltern geprägt, da Diese eine Vorbildfunktion für die Kinder haben, daher ist es wichtig, dass gerade die Mütter und Väter ein fundiertes Wissen um eine gesunde Ernährung haben.

Durch die Schäden und Einschränkungen die ein Kind durch unausgewogene Ernährung erwerben kann, wird er oder sie vulnerabel aus biologischer und kognitiver Sicht. Die Organe entwickeln sich evtl. nicht altersgerecht und optimal,

⁵³ Vgl. Huch/ Bauer (2003), S.363ff.

⁵⁴ Vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2003), S.25ff.

⁵⁵ Vgl. <http://www.kika.de/kika/eltern/spotfit/index.shtml> Stand: 15-06-2009

was eine körperliche Einschränkung mit sich führen kann. Auf das Gehirn und seine Entwicklung kann Fehlernährung sowohl auch Mangelernährung negative Folgen haben, dies kann sich in der kognitiven Leistungsfähigkeit widerspiegeln. (Anmerkung: Wie auch der Neurobiologe Fernando Gómez-Pinilla an der University of California⁵⁶ widmen sich viele weitere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen dem Thema ‚Ernährung und Kognition‘. Sie versuchen die optimale Zusammenstellung von Ernährung zu finden, um die Kognitionsfähigkeit zu erhöhen.) Diese Folge der fehlerhaften Ernährung auf die Kognition, hat für Kinder Auswirkungen auf die Schullaufbahn. Bei geringer kognitiver Leistungsfähigkeit ist es umso schwieriger für die Kinder in der Schule mitzukommen, bspw. mangelt es den Kindern an Konzentrationsfähigkeit durch einen Überschuss Zucker, welcher Energie freisetzt. Dazu ist anzumerken, dass solches Verhalten bereits im Kindergarten auffällt, jedoch meist mit Schuleintritt des Kindes zu einer Problemstellung wird, da die Institutionen Kindergarten und Schule in den meisten Fällen zu unterschiedlich organisiert sind. Ein positives Beispiel für eine Schule, ist die Bielefelder Laborschule. Diese Schule kann durch ihr Struktur und ihr Konzept individuell auf jedes Kind eingehen, jedoch ist ein solches Konzept eher eine Ausnahme anstatt eine Regel.

Demnach kann die Ernährung viele verschiedene Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung haben. Einerseits die biologischen Faktoren, wie Schwächung des kindlichen Immunsystems und die daraus folgende Anfälligkeit für Krankheiten und die kognitiven Faktoren, die sicherlich ebenso zur biologischen Sparte gehören, hier jedoch abermals explizit genannt, auf Grund der Wichtigkeit Ihrer für die kindliche Entwicklung.

Kinder erfahren, teilweise, soziale Ausgrenzung. Da sie durch die geringen finanziellen Möglichkeiten ihres Elternhauses an bestimmten Kulturgütern nicht bzw. nur sehr selten teilnehmen und von ihnen profitieren können. Diese Kulturgüter sind zum Beispiel eine Mitgliedschaft in einem außerschulischen

⁵⁶ Vgl. <http://www.physci.ucla.edu/research/GomezPinilla> Stand: 15-06-2009

Verein, ein Ausflug ins Museum oder der Spaziergang mit den Eltern durch einen Zoo. Sie zählen demnach zu einer sogenannten Randgruppe.⁵⁷

Ein Kind hat laut **UN-Kinderrechtskonvention** (am 20. November 1989 verabschiedet) nach den Artikeln 20, 24, 25, 27, 28 sowie 30 ein Recht auf Grundbedürfnisbefriedigung. Dies sind beispielsweise Ernährung (wie oben genannt), Bildung, Versorgung im Krankheitsfall, Sport, Spiel und mehr.⁵⁸ Im Falle der Armut ist Artikel 6 augenscheinlich, wo es wie folgt heißt:

1. „Die Vertragsstaaten erkennen, daß jedes Kind ein angeborenes Recht auf Leben hat.
2. Die Vertragsstaaten gewährleisten in größtmöglichem Umfang das Überleben und die Entwicklung des Kindes.“⁵⁹

„So haben beispielsweise Kinder, die in chronischer Armut aufwachsen, mit höherer Wahrscheinlichkeit Eltern, die arbeitslos, psychisch krank, alkoholabhängig oder alleinerziehend sind.“⁶⁰ All diese Faktoren wirken sich, wenn sie nicht durch Coping und Schutzmechanismen bearbeitet werden, negativ auf die Resilienzentwicklung der Kinder aus. Armut ist ein komplexer Risikofaktor, welcher mannigfache Aspekte beinhaltet, wie Sie Scheithauer und Petermann in ‚Resilienz‘ von Wustmann beschreiben.

1.2 Auswirkungen von Risikofaktoren auf die kindliche Entwicklung

Risikofaktoren können sich unterschiedlich auf die kindliche Entwicklung auswirken. Hierbei sind die individuellen Ressourcen der Kinder zu berücksichtigen sowie ihre Coping-Strategien. Im positiven Fall, nimmt ein Kind

⁵⁷ Vgl. <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/150/15034.htm>
Stand: 17-06-2009

⁵⁸ Vgl. <http://llp.hs-nb.de/llp02/file.php/156/Studien/crcger.pdf> Stand: 15-06-2009

⁵⁹ <http://llp.hs-nb.de/llp02/file.php/156/Studien/crcger.pdf> Stand: 15-06-2009

⁶⁰ Scheithauer./ Petermann zit. In Wustmann 2004, S.40f.

eine risikobelastete Situation wahr, versucht diese Situation für sich zu deuten und zu bewältigen.⁶¹ Sprich er oder sie wendet Coping-Strategien an.

Risikofaktoren können sich auf alle Bereiche der kindlichen Entwicklung auswirken. Insbesondere auf die Bildung der Identität. Die Identität, entwickelt sich aus den Lebensphasen und der Grundlage eines positiven Selbstbildes.⁶²

Zander zitiert Barton „[...]Resilience, then became the other side of the coin of personal and social problems. New research questions emerged as researchers sought to understand the causes and correlates of positive development outcomes.“⁶³ Resilienz wird nicht mehr ‚nur‘ als persönliches sondern nunmehr auch als soziales Anliegen gesehen. Forscher und Forscherinnen untersuchen nun die Ursachen und das Korrelate von jenen positiven Entwicklungsergebnissen (wie z. Bsp. die der Kauai-Studie), um diese Resultate zu verstehen.

Es ist nicht möglich zu sagen ‚Jener Risikofaktor wirkt sich in dieser Form negative auf die kindliche Entwicklung aus‘, da jedes Kind anderes mit Situationen umgeht und aus biographischer Sicht andere Bewältigungsstrategien entwickelt hat.

2. Schutzfaktoren

Schutzfaktoren sind jene Faktoren die risikomildernd auf die kindliche Entwicklung einwirken.

2.1 Begriffserläuterung Schutzfaktor

Schutzfaktoren sind risikomildernde Größen, sie sind Faktoren die Kinder helfen mit belastenden Situationen umzugehen.

⁶¹ Vgl. Zander (2008), S.12

⁶² Vgl. Hurrelmann zit. in. Zander (2008), S.28

⁶³ Vgl. Zander (2008), S. 15

Schoon teilt diese Faktoren in 4 Kategorien ein. Die Erste ist jene der ‚generell-
protektiven Faktoren‘, die Zweite die der ‚stabilisierenden-protektiven Faktoren‘,
die Dritte die der ‚ermutigenden-protektiven Faktoren‘ und die Vierte die der
‚protektiven, aber reaktiven Faktoren‘. Die erste Kategorie von Faktoren hat
direkte förderliche Auswirkungen auf ein Kind; die zweite Kategorie wirkt auf die
Kompetenz des Kindes stabilisierend bei sich erhöhendem Risiko; die dritte
Kategorie ermutigt ein Kind dazu, sich mit den Situationen auseinanderzusetzen
und die vierte Kategorie wirkt stetig, allerdings in nur in eher geringem Ausmaß.⁶⁴

Schutzfaktoren mindern demnach die Auswirkungen von Risiken mit denen die
Kinder konfrontiert sind.

2.2 Schutzfaktorenkonzept

Das Schutzfaktorenkonzept beinhaltet die Bedingungen unter welchen die
protektiven Faktoren gelten. Rutter sieht einen ‚Schutzfaktor‘ als ein
psychologisches Merkmal bzw. eine Eigenschaft an, die Wahrscheinlichkeit eines
Auftretens psychischer Absonderlichkeiten (Störungen) senken kann oder im
Umkehrschluss das Auftreten eines gesunden Ergebnisses in der
Wahrscheinlichkeit erhöhen kann.⁶⁵ Das Schutzfaktorenkonzept kann jedoch nicht
als bloßes Gegenstück zum Risikofaktorenkonzept gesehen werden. Wobei das
Schutzfaktorenkonzept ebenso wie das Risikofaktorenkonzept als ein
Wahrscheinlichkeitskonzept gelten kann. Da die Bedeutung eines Einflussfaktors
für das individuelle Kind unterschiedlich ist. Ein Faktor kann, laut Wustmann,
sowohl ein Risikofaktor oder ein Schutzfaktor in der kindlichen Entwicklung sein,
hierbei käme es auf die äußeren und inneren Umstände an, welche auf personaler
(vom Kinde aus) und sozialer Ebene (vom Sozialkonstrukt der Familie aus) zu
suchen wären.⁶⁶

⁶⁴ Schoon zit. In Zander (2006), S.65f.

⁶⁵ Vgl. Rutter, (1990) zit. In Wustmann (2004), S. 44

⁶⁶ Vgl. Masten/Coatsworth (1998) zit. In Wustmann (2004), S. 45

Das Konzept der Schutzfaktoren verweist auf aktives Coping (wie im Kapitel I bereits erörtert), welches eine exorbitante Bedeutung für die Bewältigung von Risikobedingungen und risikobelasteten Situationen hat. Rutter möchte die einzelnen Faktoren, risikoerhöhende und risikomildernde, voneinander abgrenzt wissen, sowie eine Formulierung über die Mechanismen wie Risikofaktoren und Schutzfaktoren zusammenwirken.⁶⁷

Für die Unterscheidung und die Wirkung von Schutz- und Risikofaktoren gibt es verschiedene Auffassungen von den Autoren und Autorinnen, hierzu zwei Beispiele: Laucht formuliert, dass wenn ein Schutzfaktor vorhanden ist, ein Risikofaktor abgeschwächt bzw. vollkommen beseitigt werden kann. Ist allerdings kein Schutzfaktor vorhanden so wirkt der Risikofaktor im vollen Effekt.⁶⁸ Scheithauer spricht von der ‚generellen entwicklungsförderlichen Bedingung‘, diese Bedingung sei ein Faktor der sich unabhängig vom Vorhandensein eines Risikofaktors positiv auf die kindliche Entwicklung ausübt.⁶⁹

Die meisten Übereinstimmungen der Autoren und Autorinnen bestehen in der Tatsache, dass sie risikomildernde Faktoren sowie Bedingungen in ‚personale Ressourcen‘ und ‚soziale Ressourcen‘ einteilen. Die personalen Ressourcen sind grob zusammengefasst die Eigenschaften eines Kindes. Die sozialen Ressourcen beziehen sich inhaltlich gesehen, auf die Umwelt eines Kindes, wie beispielsweise die Familie und/ oder den Kindergarten. Somit lassen sich 3 große Ebenen der Schutzfaktoren herleiten. Das Kind selbst, seine bzw. ihre Familie und die außerfamiliäre Sozialwelt.^{70 71 72 73 74}

⁶⁷ Vgl. Rutter (1985) zit. In Wustmann (2004), S.45

⁶⁸ Vgl. Laucht (1999) zit. In Wustmann (2004), S.45

⁶⁹ Vgl. Scheithauer et al. (2000) zit. In Wustmann (2004), S.45

⁷⁰ Vgl. Garnezy (1985) zit. In Wustmann (2004), S. 46

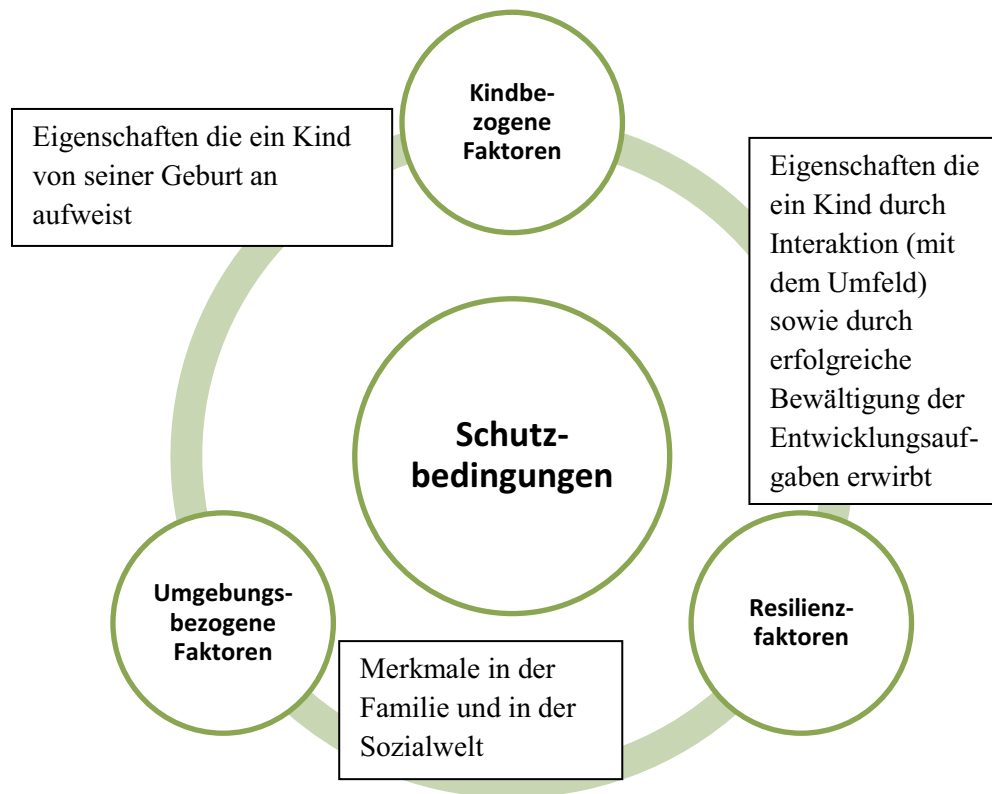
⁷¹ Vgl. Luthar/ Cicchetti (2000) zit. In Wustmann (2004), S.46

⁷² Vgl. Masten et al. (1990) zit. In Wustmann (2004), S.46

⁷³ Vgl. Masten/ Coatsworth (1998) zit. In Wustmann (2004), S.46

⁷⁴ Vgl. Werner/ Smith (1982, 1992) zit. In Wustmann (2004), S.46

Scheithauer und Petermann haben eine Klassifizierung getroffen, um diese zu veranschaulichen dient folgendes Diagramm⁷⁵ (**Abb. 1**):



Quelle: Eigene Darstellung modifiziert nach Wustmann (2004)

2.2.1 Beispiele für Schutzfaktoren

Ein Schwerpunkt für dieses Teilkapitel sind die personalen Ressourcen und die sozialen Ressourcen eines Kindes.

Zu den personalen Ressourcen:

Hierzu wird von verschiedenen Autoren und Autorinnen von der Wichtigkeit des Temperamentes gesprochen. Es wird im allgemeinen zwischen dem ‚leichten Temperament‘ und dem ‚schwierigen Temperament‘ unterschieden.

⁷⁵ Vgl. Scheithauer/ Petermann (1999; 2000;2002) zit. In Wustmann (2004), S.46f.

Kinder die ein sogenanntes ‚leichtes Temperament‘ haben, gelten als kontaktfreudiger, lebenslustiger und emotional ausgeglichener als Kinder mit ‚schwierigem Temperament‘. Die Kinder mit ‚leichtem Temperament‘ zeigten schon im Säuglingsalter eine gute Anpassungsfähigkeit (vgl. zu Aussagen der Kauai-Studie von Werner/ Smith; näher erläutert in Kapitel III), weniger Probleme beim Schlafen oder den rhythmischen Körperbewegungen wie der Nahrungsaufnahme. Weiterhin ließ sich ein hohes Antriebsniveau feststellen. Diese Kinder lösten bei ihren Bezugspersonen positive Reaktionen aus. Kinder mit ‚leichten Temperamenten‘ erwiesen sich in der Kauai-Studie als resilient hinsichtlich familiärer Disharmonien.^{76 77 78 79 80 81 82}

Das ‚schwierige Temperament‘ zeigt bei Kindern Auswirkungen wie niedrige Anpassungsfähigkeit, biologisch irreguläre Funktionen, geringe Kontaktfreudigkeit und eine hohe Erregbarkeit.⁸³ Das bedeutet, Kinder können demnach genetisch bedingt ungünstigere Voraussetzungen für ihre Entwicklung haben. Durch ihr ‚schwieriges Temperament‘ erfahren sie häufiger, als Kinder mit ‚leichtem Temperament‘, Sanktionen mittels ‚erzieherischen Maßnahmen‘ (gemeint sind Kritisierungen, Bestrafungen und Ähnliches). Jenes kann sich negativ auf die psychische Entwicklung der Kinder auswirken.⁸⁴ Das ‚schwierige Temperament‘ kann zur Auswirkung haben, dass die Kinder in ihrem familiären Kontext als ursächliche Belastung in stressigen Situationen angesehen werden und dem zu Folge Sanktionen erhalten und sich ihre ohnehin bereits risikobelastete Situation verschlechtert.⁸⁵ Jene Kinder mit ‚schwierigen Temperamenten‘ reagieren verstärkt auf familiäre Disharmonien mit Formen der Verhaltensstörung.⁸⁶

⁷⁶ Vgl. Thomas/ Chess (1980) zit. In Wustmann (2004), S. 96

⁷⁷ Vgl. Werner/Smith (1982, 1992, 2001) zit. In Wustmann (2004), S.96

⁷⁸ Vgl. Bender/ Lösel (1998) zit. In Wustmann (2004), S. 96f.

⁷⁹ Vgl. Fingerle et al. (1999) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁸⁰ Vgl. Julius/ Götze (2000) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁸¹ Vgl. Julius/ Prater (1996) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁸² Vgl. Tschann et al. (1996) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁸³ Vgl. Thomas/ Chess (1980) zit. In Wustmann (2004), S.96

⁸⁴ Vgl. Bender/ Lösel (1998) zit. In Wustmann (2004), S.96f.

⁸⁵ Vgl. Petermann et al. (1999) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁸⁶ Vgl. Tschann et al. (1996) zit. In Wustmann (2004), S.97

Temperamentsmerkmale geben Aufschluss über eine gewisse Heterogenität der Entwicklungsverläufe der Kinder, welche unter risikobelasteten Einfluss stehen.⁸⁷

Ein Vergleich den Fremmer-Bombik zieht ist, dass die Jungen und Mädchen mit ‚leichten Temperamenten‘ häufiger als Kinder mit einem ‚schwierigem Temperament‘, im Säuglingsalter, eine sichere Bindung zur Mutter entwickeln.⁸⁸ Engfer ist anderer Auffassung, demnach sei der oben genannte Fakt eher auf eine negative Erziehungsreaktion zurückzuführen.^{89 90}

Kindliches Temperament und Erziehungskompetenz der Bezugs-/Bindungsperson wird als Zusammenhang von Wustmann vermutet.⁹¹

Bender/Lösel sowie DeVries verweisen darauf, dass nicht allein das Temperament eine Schutzfunktion ist sondern im Kontext mit bestimmten Bedingungen der Umwelt zu sehen ist.^{92 93} Es kommt demnach auf mehrere Faktoren an. Bliesener und Lösel haben beispielsweise 10 Faktoren mit Schutzfunktionen beschrieben. Jene Faktoren sind folgende:

- eine sichere emotionale Bindung zu mindestens 1 Bezugsperson;
- ein positives sowie unterstützendes Klima der Erziehung;
- ein Vorhandensein von Vorbildern zur Erlangung von konstruktiven Coping-Strategien;
- eine Existenz von außerfamiliärer, sozialer Unterstützung;
- eine Anwesenheit von ‚dosierter‘ Sozialverantwortlichkeit;
- ein Vorhandensein ‚positiver‘ Temperamentsmerkmale;
- eine durchschnittliche kognitive Kompetenz;
- das Erfahren von Selbstwirksamkeit und eines positiven Selbstkonzeptes;

⁸⁷ Vgl. Wustmann (2004), S.97

⁸⁸ Vgl. Fremmer-Bombik (1992) zit. nach Fingerle et al. (1999) In Wustmann (2004), S. 97

⁸⁹ Vgl. Engfer(1991) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁹⁰ Vgl. Lösel/Bender (1997) zit. In Wustmann (2004), S.97

⁹¹ Vgl. Wustmann (2004), S.97

⁹² Vgl. DeVries (1984) zit. In Wustmann(2004), S.97

⁹³ Vgl. Bender/Lösel (1997) zit. In Wustmann(2004), S.97

- ein aktives Coping und die Erfahrung, dass die eigene Entwicklung eine Sinnhaftigkeit und eine Struktur inne hat.⁹⁴

Als Kleinkinder scheinen resiliente Kinder besser entwickelte Kommunikation-/Interaktionsfähigkeiten und Bewegungsfähigkeiten inne zu haben als ‚nicht-resiliente‘ Kinder (z. Bsp. die teilnehmenden Kinder der Kauai-Studie).⁹⁵

Resiliente Kinder haben häufig ein sicheres Bindungsverhalten, wie in Kapitel I bereits beschrieben, und geben sich im Kleinkindalter ihrem Explorationsbedürfnis intensiver hin als Kinder mit bspw. unsicher-ambivalenten Bindungsverhalten. Durch jenes ausgeprägte Explorationsverhalten erlangen Kinder neue Erfahrungen und ihre Autonomie steigert und stärkt sich durch diesen Sachverhalt.⁹⁶ Sichergebundene Kinder verfügen, laut Zimmermann, gute Problemlösestrategien, Selbsthilfefertigkeiten, höhere Konzentrationsleistung, längere Aufmerksamkeitsspanne und Eigenschaften höherer Ich-Flexibilität, Frustrationstoleranz, Gefühlsregulation. Dies zeigt sich auch im späteren Alter mittels eines positiven Selbstwertgefühls, einer Identität und sowie einem positiven Bindungsverhalten.⁹⁷ Hinsichtlich einer sicheren Bindung kann man sagen, dass ein Kind einen überaus wichtigen Schutzfaktor entwickelt, die ‚Emotionsregulation‘. Diese ist von Bedeutung, um mit risikobelasteten Situation effektiv und konstruktiv umzugehen.⁹⁸

Zu den sozialen Ressourcen:

Die sozialen Ressourcen sind mannigfaltig, die Familie soll Schwerpunkt in dieser Ausführung sein.

Die Familie ist ein soziales Konstrukt, welche wahrscheinlich das Wichtigste Sozialkonstrukt für ein Kind.

⁹⁴ Vgl. Lösel/ Bender (1990) zit. In Opp/Fingerle/Freytag (1999), S.37f.

⁹⁵ Vgl. Wustmann (2004), S.98

⁹⁶ Vgl. Julius/ Götze (2000) zit. In Wustmann (2004), S.98

⁹⁷ Vgl. Zimmermann (2000) zit. In Wustmann (2004), S.99

⁹⁸ Vgl. Wustmann (2004), S.99

Die Familie bietet, im optimalen Fall, entscheidende Schutzfaktoren, welche die personalen Schutzfaktoren unterstützt. Resiliente Kinder haben eine „enge, positiv-emotionale und stabile Beziehung zu mindestens einer Bezugsperson“⁹⁹. Diese Bezugs- bzw. Bindungsperson bietet dem Kind eine positive, kompetente Betreuung und geht feinfühlig mit ihm bzw. ihr um.¹⁰⁰ Innerhalb der Familie ist demnach die Bindungsform der Kinder zu einer Bezugsperson von entscheidender Wichtigkeit, diese Bindung, wie bereits erläutert, unterstützt oder ‚behindert‘ die kindliche Entwicklung von Resilienz.

Die Bindung zwischen Eltern und Kind wird in Studien (z. Bsp. Mannheimer Risikokinderstudie, Kauai-Studie...) besonders hervorgehoben. Diese Bindung hat einen Einfluss auf die sozial-emotionale kindliche Entwicklung.¹⁰¹

Fingerle sagt dazu:

„Aus dem Zusammenspiel zwischen Emotionalität, dispositionellen Regulationsfähigkeiten und Eltern-Kind-Interaktion konstruiert das Kind ein Verständnis von sich, seinen Fähigkeiten und seinen Bezugspersonen und entwickelt so ein Bild von sich und der Welt, das Grundlage seines Handelns wird.“¹⁰²

Eltern sind im optimalen Falle:

- positive Vorbilder;
- einfühlsam bezüglich der kindlichen Bedürfnisse und Bedarfe;
- eine Basis der Sicherheit für ein Kind;
- Ansprechpartner und Bindungsperson;
- respektvoll sowie kommunikativ (verbal und non-verbal) zu ihrem Kind;
- interessiert an den Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kompetenzen ihres Jungen bzw. ihres Mädchens;

⁹⁹ Wustmann (2004), S.107

¹⁰⁰ Vgl. Wustmann (2004), S.107

¹⁰¹ Vgl. Wustmann (2004), S.107

¹⁰² Fingerle et al. (1997) zit. In Wustmann (2004), S.108

- verantwortlich hinsichtlich der Vermittlung von Normen, Werten und geben Feedback.¹⁰³

Soziale Ressourcen, auf die ein Kind zurückgreifen kann, können im Weiteren ein demokratischer Erziehungsstil sein, ein positives Familienklima, angemessene Integration in die anfallenden Aufgaben des Familienalltags sowie ein mittleres oder ein hohes Bildungsniveau der Mütter bzw. Väter.¹⁰⁴

Weitere protektive Merkmale werden in Kapitel III „Kauai-Studie“ erläutert.

2.3 Auswirkungen der Schutzfaktoren auf die kindliche Entwicklung

Schutzfaktoren, so schon der Name, haben eine schützende, protektive Funktion für die Kinder. Sie erfahren durch ihre Umwelt Unterstützung (vor allem in Hinblick auf emotionale Bindung) und können so, wie in 2.2 beschrieben, Coping-Strategien entwickeln. Die Kinder haben einen ‚sicheren Hafen‘ in den Sie jeder Zeit zurückkommen können, hier kann auch vom ‚Urvertrauen‘ gesprochen werden.

Schutzfaktoren wirken demnach risikomildernd und unterstützen die Entwicklung von Coping-Strategien und folglich der Entwicklung der kindlichen Resilienz. Auch Dornes weist in seinem Fachvortrag nochmals auf die starke Bedeutung von der Bindung von einer ‚dauerhaft emotional zugewandten Betreuungsperson‘ heraus.¹⁰⁵ Es lässt vermuten, dass im sozialwissenschaftlichen Bereich die sichere Eltern-Kind-Bindung als zentraler Schutzfaktor angesehen wird.

¹⁰³ Vgl. Wustmann (2004), S.108

¹⁰⁴ Vgl. Wustmann (2004), S.116

¹⁰⁵ Vgl. Dornes 2007 (DVD des UC-TV GmbH Hamburg, www.uc-tv.de)

3. Zusammenhang Risikofaktoren und Schutzfaktoren

Risiko- und Schutzfaktoren wirken auf jedes Kind anders. Hierzu sind die, in diesem Kapitel genannten, Faktoren und Einflüsse sowie die individuellen Lebenswelten der Kinder zu berücksichtigen. Die risikoerhöhenden Faktoren können durch die risikomindernden Faktoren in ihrer Wirkung abgeschwächt, jedoch nicht gänzlich eliminiert werden.

Es kommt in der Hinsicht zu einer Wechselbeziehung zwischen Risikofaktoren und Schutzfaktoren, diese Wechselbeziehung bzw. Balance schwankt von Situation zu Situation. Die Kinder sind mit unterschiedlichen Herausforderungen konfrontiert. Manche Situationen (risikobelastende bzw. risikoreiche) können die Kinder belasten, so dass die Vulnerabilität in Erscheinung tritt, dies kann durch Coping-Strategien gemindert und bearbeitet werden. Teilweise ist die Balance in bestimmten Situationen von dem kulturellen Background, dem Geschlecht und dem Setting abhängig. Werden belastende Konstellationen nicht durch aktives Coping bearbeitet, kann es zu psychischen und/oder physischen Folgen für ein Kind kommen. Durch das Coping wird die Resilienz der Kinder gestärkt und, in der Entwicklung und Ausprägung, gefördert.¹⁰⁶

Ein wichtiges Kriterium für eine positive Entwicklung scheint eine sichere Bindung zu einer Bezugsperson zu sein. Diese Bezugsperson ist meist die Mutter. Durch diese sichere Bindung, haben die Kinder eine Sicherheitsbasis zu der Sie zurückkehren können. Mittels dieser Basis (wie im Kapitel II benannt) und dem Vertrauen zu der Bezugsperson können die sich ihrem Explorationsbedürfnis hingeben und ihre Welt erkunden, wie auch Hüther in seinen Werken beschrieben hat. Die Exploration unterstützt die Autonomieentwicklung und somit auch die Entwicklung der Resilienz.

¹⁰⁶ Vgl. Opp/Fingerle/Freytag (1999), S.31

Kapitel III: Die Kauai – Studie

„Above all, we need to focus on young children who are poor.“¹⁰⁷

1. Emmy Werner

Emmy Werner (Professor Emeritus; Child Psychologist[E.S.]) ist eine mehrfach prämierte Kindheitsforscherin. Einige Auszeichnungen die Professorin Werner erhalten hat sind:

- Recipient of the Dolley Madison Presidential Award for Outstanding Lifelong Contributions to the Development and Well-being of Children and Families, December 1999
- Recipient of the Society of Human Development Award for Distinguished Career Contributions to the Scientific Study of Life Span Development, October 2005
- Recipient of the Arnold Gesell Award, 2001, German Society for Social Pediatrics¹⁰⁸

Zum heutigen Zeitpunkt arbeitet Frau Werner in der ‚UC Davis Human Development Graduate Group‘ der ‚University of California‘, wo Sie diverse Projekte leitet und an verschiedenen Konzepten der Resilienzforschung arbeitet.¹⁰⁹

Laut Grossmann (K. E.) in Brisch/ Hellbrüge in ‚Bindung und Trauma‘ schreibt Frau Werner über die Verbindung eines Kindes zu seiner/ihrer Familie und zu seinen/ihren Freunden/Freundinnen sprich zur Gemeinschaft. Die Kauai-Studie, folgert Grossmann, zeigt auf das es von großer Bedeutung ist die Kinder zu lieben (Anm. d. Red. Hinweis auf Bindungsverhalten), dies vermittle Ihnen die

¹⁰⁷ Werner (2000) zit. In Zander (2008), S.50

¹⁰⁸ Vgl. <http://hcd.ucdavis.edu/faculty/webpages/werner> Stand: 03-05-2009

¹⁰⁹ Vgl. <http://humandevlopment.ucdavis.edu/index.php> Stand: 03-05-2009

Energie und die Zuversicht sich nicht von den schwierigsten, anspruchsvollsten Situationen erdrücken zu lassen.¹¹⁰

2. Die Kauai-Studie

Die Kauai-Studie ist eine ‚interdisziplinäre prospektive Längsschnittstudie‘ (Hauptvertreterinnen für diese Studie sind Emmy Werner und Ruth Smith). Die Setting der Studie war die hawaiianische Insel Kauai. Die Studie begann im Jahre 1955 und ‚endete‘ im Jahre 1995.^{111 112}

Es wurden 698 Jungen und Mädchen asiatischer und polynesischer Herkunft für die Studie ‚untersucht‘, diese Kinder wurden im Jahr 1955 geboren. Die Kinder wurden 40 Jahre lang in ihrem Leben begleitet, es wurden im Alter von 1; 2; 10; 18; 32 und 40 Jahren Daten erhoben.^{113 114}

Die **Datenerhebung** wurden mittels Interviews sowie Verhaltensbeobachtungen (durchgeführt von Pädiatern, Psychologen, Krankenschwestern, Lehrern sowie Sozialarbeitern); es wurden weiterhin Leitungstests und Persönlichkeitstests durchgeführt sowie Information von Gesundheits-/Sozialdiensten sowie von Polizeibehörden und Familiengerichten. Die Kinder und später die Erwachsenen wurden zu letztgenannten Erhebungsfaktoren ebenfalls befragt.¹¹⁵

Tab. 2 Ergebnisse der Kauai – Studie¹¹⁶

1. Lebensjahrzehnt	2. Lebensjahrzehnt
Jungen erschienen – im Kontrast zu Mädchen – als vulnerabel	Jungen mit Lernproblemen ging zurück
Jungen schienen eher Lern-/Verhaltensprobleme zu haben	Mädchenzahl mit Verhaltensproblemen stieg an
Vermuteter Grund:	Jungen kamen mit in Schule und

¹¹⁰ Vgl. Grossmann (2008) In Hellbrügge/Brisch (2009), S.15ff.

¹¹¹ Vgl. Wustmann (2004), S.87

¹¹² Vgl. Zander (2008), S.74

¹¹³ Vgl. Wustmann (2004), S.87

¹¹⁴ Vgl. Zander (2008), S.74

¹¹⁵ Vgl. Wustmann (2004), S.87

¹¹⁶ Vgl. Zander (2008), S.78

Jungen schienen Probleme bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität zu haben	Arbeit gestellten Anforderungen gut zurecht, zeigten je-doch antisoziales und delinquentes Verhaltensweisen
--------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Zander formuliert, dass für Jungen (später Männer) die teilweise vorhandene Neigung zum aggressiven Verhalten sowie ihre eher geringe Frustrationsschwelle, für die männlichen Probanden evtl. zum Thema werden, könnte. Für die Mädchen (später Frauen) erwies sich die Abhängigkeit von anderen Personen und die Tatsache, der Übernahme der ‚typisch weiblichen Rolle‘ als Problematik.¹¹⁷ In der frühen Kindheit zeigten eher die Jungen Probleme beim aktiven Coping hinsichtlich risikobelasteter Situationen, Mädchen zeigten diese Probleme in der Adoleszenz auf.¹¹⁸

In der Kauai-Studie wird (wie in Kapitel II bereits beschrieben) die Bindung zwischen den Kindern zu einer Bezugsperson (zu den Eltern oder einer Person im näheren sozialen Umfeld) als wichtig für eine positive kindliche Entwicklung beschrieben.

Werner und Smith stellten Fakten der resilienten Kinder zusammen, diese differenzierten Sie in

- a) Bewältigungsmuster und unterstützende Ressourcen der Kindern
- b) Schlüsselfaktoren für die Herausbildung von Resilienz im Umfeld der Kinder.¹¹⁹

Zu a) *Bewältigungsmuster und unterstützende Ressourcen der Kinder:*

Bedeutungsvoll erschien, dass die als resilient eingestuften Kinder im Großteil seltener krank waren und sich im Vergleich zu den als nicht-resilienten Kinder schnell von auftretender Krankheit erholten. Die Zweijährigen galten, laut Werner/Smith, als altersangemessen selbständig (advanced self-help skills),

¹¹⁷ Vgl. Zander (2008), S.78

¹¹⁸ Vgl. Werner/Smith (1989) zit. In Zander (2008), S.79

¹¹⁹ Vgl. Werner/Smith (1989) zit. In Zander (2008), S.79ff.

ebenso waren die gutentwickelte Sensomotorik und sprachliche Fähigkeit auffällig. Im Kleinkindalter galten sie bereits als autonom und sozial, die Kinder waren geneigt Verantwortung zu übernehmen. Problemlösefähigkeiten, gute kommunikative Fertigkeiten und eine positiv entwickelte Bewegungswahrnehmung (perceptual-motor development) waren bei resilienten Kinder innerhalb der ‚mittleren Kindheit‘ erkennbar. Im Erwachsenenalter zeigte sich die Gruppe der resilienten Kinder als fähig, durch die Eigenwahrnehmung, Situationen mittels eigenen Eigenschaften sowie Fähigkeiten verändern zu können (internal locus of control). Die Männer und Frauen galten in der Erwachsenenlebensphase gleichsam als Personen mit einem verantwortungsbewussten sowie leistungsorientierten Verhalten mit einem positiven Selbstkonzept. Die Übergangsphase vom Jugendalter zur Adoleszenz, der resilienten Probanden, war geprägt von der Nutzung informeller Ressourcen, einem guten Kohärenzgefühl sowie dem Bestreben sich weiterzuentwickeln und im Leben voranzukommen.¹²⁰

Zu b) Schlüsselfaktoren für die Herausbildung von Resilienz im Umfeld der Kinder:

Die Ergebnisse der Kauai-Studie zeigten, dass das Alter der Mutter bzw. des Vater der Kinder eine Bedeutung für die Gruppe der resilienten Kinder spielte. Für die Jungen war eine jüngere Mutter und für die Mädchen ein älterer Vater von Vorteil. Für Kinder war ebenso die Anzahl der Geschwisterkinder (4 und weniger) und der herrschende Altersunterschied (2 und mehr Jahre) wichtig. Von der Bedeutung der Geschwisterkinder für die Kinder, als Betreuungsperson ebenso als Vertrauensperson sowie alternative Personen zu ihrer Betreuung in der Kindheitsphase wird ausgegangen. Ebenso als fördernder Faktor für die Resilienzentwicklung wurde die sichere Bindung zu einer Bezugsperson angesehen. Im Erziehungsstil der Eltern (klare Strukturen, Regeln...) sowie in

¹²⁰ Vgl. Werner/Smith (1989) zit. In Zander (2008), S.80

einem ein guten familiären Zusammenhalt wurde ein Schutzfaktor für die Kinder diagnostiziert.¹²¹

Die Kinder die als **vulnerabel** angesehen wurden, waren gekennzeichnet durch **Einflussfaktoren** wie:

- von postnatale Behandlungen;
- durch Behandlung geforderte Trennung, über einen längeren Zeitabschnitt, von Mutter und Vater;
- durch chronisch kranke/abhängige Eltern;
- durch unregelmäßige Betreuung durch die Bezugsperson;
- sowie von Alleinerziehenden oder sehr jungen Eltern;
- ebenso gelten Kinder mit Migrationshintergrund und/oder Flüchtlingskinder als ‚vulnerabel-anfällig‘, da Diese nicht im ‚Gemeinwesen‘ ansässig und integriert sind.¹²²

Für resiliente Kinder galten Kriterien wie gute schulische Leistungen, positive Verhaltensregulation sowie ein positives Familienklima. Ergebnisse wurden in ‚Was das Kind stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz‘ von Werner dargelegt, diese sind nun einer Tabelle zusammengefasst.

Die folgende Tabelle betrifft die schützenden Faktoren, von der kindlichen Perspektive heraus, sowie die der Familie und der Gemeinde; sie wurde zur besseren Veranschaulichung entworfen.¹²³

Tab. 3 schützende Faktoren von Werner (aus Kauai-Studie)¹²⁴

...vom Kinde aus	...von der Familie aus	...von der Gemeinde aus
Positives Temperament	Vorhandensein einer Bindungsperson (,sichere Bindung‘)	Positiver gemeinschaftlicher Zusammenhalt
Gute Sozialkompetenz	Religiöse Überzeugung	Rat und Trost spenden

¹²¹ Vgl. Werner/Smith (1989) zit. In Zander (2008), S.89f.

¹²² Vgl. Werner/Smith (1989) zit. In Zander (2008), S.89ff.

¹²³ Vgl. Werner (1982) zit. In Opp/Fingerle/Freytag (1999), S.28ff.

¹²⁴ Vgl. Werner (1982) zit. In Opp/Fingerle/Freytag (1999), S.28ff.

Positives Selbstbild sowie Selbstkonzept	Gefühl der Sinnhaftigkeit, Stabilität	Positives Lebensmodell vermitteln
Intelligenz und Leistungsfähigkeit	Regeln, Werte und Strukturen vermitteln	Positive Erfahrungen
Kommunikative Kompetenz	Unterstützung	Positives Rollenmodell vermitteln
Gute Problemlösefähigkeit	Zuwendung	
Selbstvertrauen		

Diese Faktoren wirken in einem Kontext, es scheint nicht möglich eine klare Abgrenzung für Sie zu formulieren. Es besteht demnach eine Verbindung zwischen personalen und sozialen Ressourcen zur Entwicklung der kindlichen Resilienz. Die Umwelt und das Kind stehen in Interaktion, was eine eindeutige Abgrenzung der mannigfaltigen Faktoren, seien es Risiko- oder Schutzfaktoren, nicht definierbar macht.

3. Die Bedeutung der Kauai – Studie für die Resilienzforschung

Die Kauai-Studie gilt in sozial- und psychologisch-wissenschaftlichen Kreisen als ‚Vorreiter‘ der Resilienzforschung.

Die Ergebnisse der Studie zu den Risiko- und den Schutzfaktoren und deren Wirkungen auf die kindliche Entwicklung der Resilienz, wurden vielfach zitiert und als Grundlage für darauffolgende Forschungsfragen und Forschungsinhalte genutzt.

Da die Kinder später die Erwachsenen über einen Zeitraum von 40 Jahren begleitet wurden, konnten umfassende Daten im Lebenslauf erfasst werden sowie kontextuelle Zusammenhänge von Risiko-/Schutzfaktoren, Lebenssituationen und den individuellen Persönlichkeiten der Kinder. Die Studie begann in ihrer Datenerhebung bereits in der Schwangerschaft der Mütter und es wurden somit auch pränatale Einflussfaktoren für die kindliche Entwicklung der Resilienz erhoben/erforscht, was zum damaligen Zeitpunkt als innovativ gegolten hat. Die Auswirkungen von Risiko- und Schutzfaktoren im Lebenslauf und deren Situationsabhängigkeit konnte durch die verschiedenen Zeitpunkte der

Datenerhebungen und deren Verschiedenheit in der Datenerfassung umfassend erhoben und ausgewertet werden. Gender mainstreaming wurde durch die Gegenüberstellungen von Jungen und Mädchen in ihrer Entwicklung berücksichtigt.

Frau Werner und die Forschungsgruppe haben neue Aspekte sowie neue Blickweisen in der kindlichen Resilienzentwicklung, durch die Kauai-Studie, in den Fokus der Wissenschaft gestellt. Sie zeigten umfassende Zusammenhänge zwischen personalen und sozialen Ressourcen (auch hinsichtlich biologischer Einflussfaktoren) der Kinder auf.

Grossmann fasst einen Teil der Ergebnisse wie folgt zusammen:

„Der Einfluß von Geburtsstreß wird mit der Zeit geringer, und das Entwicklungsergebnis für praktisch jedes biologische Risiko hängt mehr und mehr von Qualität der Umwelt ab, in der ein Kind aufwächst. Vorgeburtliche und geburtliche Komplikationen zeigten sich nur dann in ernsten Beeinträchtigungen der physischen und der psychischen Entwicklung der Kinder, wenn sie zusammen mit chronischer Armut, Psychopathologie der Eltern und dauerhaft schlechten erzieherischen Beziehungen auftraten. Ausnahmen waren lediglich schwere Schäden des zentralen Nervensystems.“¹²⁵

Viele Wissenschaftler/Wissenschaftlerinnen sowie Forscher/Forscherinnen nutzten und nutzen die Kauai-Studie als Basis für die Entwicklung von eigenen Studien, da die Studie von Werner et al. in sozialwissenschaftlicher und psychologischer Hinsicht von Interesse war und ist.

Zusammenfassend kann von einer zentralen Bedeutung der Kauai-Studie bezüglich der sozial- und psychologisch-wissenschaftlichen Ebene gesprochen werden.

¹²⁵ Grossmann (2008) zit. In Brisch/Hellbrügge (2009), S.19f.

Resümee

Die wichtigsten Aussagen der Arbeit zusammengefasst, können wie folgt formuliert werden, welche gleichzeitig die Fragestellung der Arbeit beantworten.

Resilienz wird im allgemeinen fachlichen Diskurs als ‚psychische Widerstandsfähigkeit‘ beschrieben. Sie ist jene Fähigkeit, die die Kinder unterstützt mit risikobelasteten Situationen konstruktiv umzugehen. Hierzu dienen die **aktiven Coping-Strategien**, welche der langfristigen Bearbeitung und Überwindung von Risikosituationen dienlich sind. Wogegen die **defensiven Coping-Strategien** eine kurzfristige Besserung der Situation des Kindes herbeiführen, jedoch auf längerer Sicht nicht von Vorteil sind. Zu diesen eher positiven Faktoren zählen ebenso die **Schutzfaktoren** (siehe hierzu Kapitel I / II).

Deprivation und **Vulnerabilität** beinhalten jene Aspekte der kindlichen Entwicklung, welche aus physischer und psychischer Sicht als gefährdend einzustufen sind. Die Risikofaktoren erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind vulnerabel auf belastende Situationen reagiert. (siehe hierzu Kapitel I / II).

Die schützenden und die belastenden Faktoren wirken in der kindlichen Entwicklung der Resilienz stetig zusammen und können nicht losgelöst voneinander gesehen werden. Es sind genetische, individuelle und soziale Größen in der Entwicklung zu beachten. Dies wird am Beispiel der **Kauai-Studie** und ihrer Ergebnisse deutlich wird, hierbei wurde offensichtlich, dass auch das Geschlecht der Kinder eine Rolle bei der Bewältigung von risikobelasteten Situationen spielt. Aufgezeigt ist dies an den Beispielen von Werner/Smith in Kapitel III. Der Lebenslauf der Menschen ist durch viele Situationen die schützend oder risikobelastet sind. Jeder Mensch, aus seiner Sozialisation heraus, bearbeitet und verarbeitet diese Situationen auf eine andere Art und Weise. Als zentral für die Resilienzentwicklung scheint eine ‚**sichere Bindung**‘ zu mindestens einer Bezugsperson zu sein. Sie befähigt ein Kind sich seiner Welt zu öffnen und sie mittels des Explorationstriebes zu entdecken. Jenes steigert die

Autonomie und das Selbstkonzept sowie das eigene Selbstbild und das Vertrauen in sich und andere. (siehe Kapitel I-III)

Aus der Ausarbeitung geht hervor, dass die Einflussfaktoren, die auf die kindliche Resilienzentwicklung haben, mannigfaltig und ihrem Zusammenwirken überaus komplex sind.

Das Beispiel der Kauai-Studie bezieht sich auf Kinder, die in sogenannten ‚schwierigen Verhältnissen‘ aufwachsen. Werner/Smith richteten ihren Blick auf diese Kinder die sich trotz jener ‚widrigen‘ Umstände zu resilienten Erwachsenen entwickelten und blickten auf die einzelnen Faktoren in deren Lebenslauf, welche eine solche positive Beeinflussung zum Resultat haben könnten. Wie in Kapitel III näher benannt.

Nun sind bis zum heutigen Zeitpunkt mehrere Studien zur Resilienzentwicklung und Resilienzförderung durchgeführt worden. Diese Forschungen untersuchen verschiedenste Aspekte hinsichtlich Resilienz (z. Bsp. Mannheimer Risikostudie).

Weiterführende Nachforschungen zu dieser Thematik könnten sich mit den neurobiologischen Zusammenhängen, den psychologischen und den kulturellen Faktoren beschäftigen.

Diese Ausarbeitung zum Thema ‚Resilientes Kind – Entwicklung kindlicher Resilienz‘ kann lediglich einen Einblick in diese umfassende Thematik bieten und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit zum Thema ‚Resilienz‘.

«Life is not a matter

Of holding good cards,

But of playing

A poor hand well»

Louis Stevenson

Abkürzungsverzeichnis

Anm. d. Red.	Annehmend der Redewendung
bspw.	beispielsweise
BZgA	Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
d.h.	das heißt
etc.	et cetera
et al.	et alli
evtl.	eventuell
f.	folgende
ff.	fortfolgende
KI.KA	Kinderkanal
o. ä.	oder ähnliches
s.o.	siehe oben
u.a.	unter anderem
usw.	und so weiter
vgl.	vergleiche
zit.	zitiert

Tabellenverzeichnis

Tab.1 aktive und defensive Coping-Strategien nach Brenner ¹²⁶	6
Tab. 2 Ergebnisse der Kauai-Studie ¹²⁷	33
Tab. 3 schützende Faktoren von Werner (aus Kauai-Studie) ¹²⁸	36

Jeweils Eigenentwürfe aus den vorhandenen Daten.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 Schutzbedingungen ¹²⁹	25
------------------------------------------------	----

Eigenentwurf aus vorhandenen Daten.

¹²⁶ Vgl. Wustmann (2004), S.81f.

¹²⁷ Vgl. Zander (2008), S.78

¹²⁸ Vgl. Werner (1982) zit. In Opp/Fingerle/Freytag (1999), S.28ff.

¹²⁹ Vgl. Scheithauer/ Petermann (1999; 2000;2002) zit. In Wustmann (2004), S.46f.

Quellenverzeichnis

Primärliteratur

Amering/ Sibitz /Gössler/ Katschnig: Wissen-genießen-besser leben : Ein Seminar für Menschen mit Psychoseerfahrung. Psychiatrie-Verlag: Bonn 2002

Bauer: Das Präventionsdilemma. Potentiale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung. VS Verlag für Sozialwissenschaften|GWV Fachverlage GmbH: Wiesbaden 2005 (1.Auflage Mai 2005)

Brisch/ Hellbrügge: Bindung und Trauma : Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern. Klett-Cotta Verlag: Stuttgart 2003 (3.Auflage 2009)

Goswami: So denken Kinder : Einführung in die Psychologie der kognitiven Entwicklung. Verlag Hans Huber: Bern 2001 (1. Auflage der deutschen Ausgabe 2001)

Bundeszentrale für gesundheitlich Aufklärung: Das Ernährungsverhalten Jugendlicher im Kontext ihrer Lebensstile : Eine empirische Studie. Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Band 20, BZgA: Köln 2003 (Auflage 2007)

Hüther/ Krens: Das Geheimnis der ersten neun Monate : Unsere frühesten Prägungen. Beltz Verlag: Weinheim und Basel 2008

Jerusalem: Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Stresserleben. Verlag der Psychologie: Göttingen 1990

Krenz: Was Kinder brauchen. Aktive Entwicklungsbegleitung im Kindergarten. Beltz Verlag: Weinheim und Basel 2005 (5.Auflage 2005)

Langmeier/Matějček: Psychische Deprivation im Kindesalter : Kinder ohne Liebe. Urban und Schwarzenberg: München et al. 1977

Neumann: Lass mich Wurzeln schlagen in der Welt: Von seelischen Bedürfnissen unserer Kleinsten. Kösel-Verlag GmbH & Co.: München 2004

Prott/ Hautumm: 12 Prinzipien für eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Erzieherinnen und Eltern. verlag das netz. Betrifft KINDER extra: Berlin 2004

Wustmann/ Fthenakis[Hrsg.]: Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Cornelsen Verlag Scriptor GmbH & Co. KG: Berlin et al. 2004 (1.Auflage 2004)

Zander: Armes Kind – starkes Kind? : Die Chance der Resilienz. VS Verlag für Sozialwissenschaften |GWV Fachverlage GmbH: Wiesbaden 2008 (1.Auflage 2008)

Sekundärliteratur

Antonovsky: Health, stress, and coping : New perspectives on manage stress and physical well-being. Jossey-Bass: San Francisco 1979

Antonovsky: Salutogenese : Zur Entmystifizierung der Gesundheit. DGVT Verlag: Tübingen 1997

Bender/ Lösel: Protective and risk effects of peer relationships and social support on antisocial behaviour in adolescents from multi-problem milieus. Journal of Adolescence, 20, p. 661-678

Bender/ Lösel: Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen : Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- und pathogenetische Ansätze. In: Margraf/ Siegrist/ Neumer (Hrsg.): Gesundheits- oder Krankheitstheorie? : Saluto- vs. pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen (S.117-145). Springer: Berlin 1998

DeVries: Temperament and infant mortality among the Massai of East Africa.

American Journal of Psychiatry (141, 1189-1194) 1984

Engfer: Prospective identification of violent mother-child relationships : Child

outcomes 6.3 years. In: Kaiser/ Kury/ Albrecht (Hrsg.): Victims and criminal justice (S.415-458)Max Planck Institut für ausländisches und internationales Strafrecht: Freiburg 1991

Fingerle/ Julius/ Freytag: Emotionale Regulationsmechanismen,

Bindungsmodelle und die Widerstandsfähigkeit gegenüber ungünstigen Entwicklungsbedingungen : Offene Fragen der Resilienzforschung. Sonderpädagogik, 27 (4) (S.202-211) 1997

Fraser/ Richman: Resilience : Implications for evidence-based practice. In:

Richman/ Fraser (Hrsg.): The context of youth violence : Resilience, risk, and protection (S.187-198), CT:Preager Publishers: Westport 2001

Garmezy: Stress-resistant children : The search for protective factors. In:

Stevenson (Hrsg.): Recent research in developmental psychopathology (S.213-233). Pergamon Press: Oxford 1985

Grossmann: Emmy Werner : Engagement für ein Lebenswerk zum Verständnis

menschlicher Entwicklung über den Lebenslauf. In: Brisch/ Hellbrügge: Bindung und Trauma : Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern. Klett-Cotta: Stuttgart 2003 (S. 15-34) (3. Auflage 2009)

Hurrelmann: Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim et al. (8.

Auflage 2002)

Hurrelmann: Einführung in die Sozialisationstheorie : Das Modell des produktiv
realitätsverarbeitenden Subjekt. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung
und Erziehungswissenschaften, H.3 1983

Jessor/ Turbin/ Costa: Protektive Einflußfaktoren auf jugendliches
Gesundheitsverhalten. In: Kolip: Programme gegen Sucht : Internationale
Ansätze zur Suchtprävention im Jugendalter (S.41-69). Juventa Verlag:
Weinheim 1999

Julius/ Goetze: Resilienz. In: Borchert (Hrsg.): Handbuch der
Sonderpädagogischen Psychologie (S.294-304). Hogrefe: Göttingen 2000

Julius/ Prater: Resilienz. Sonderpädagogik, 26, (S.228-235) 1996

Laucht/ Esser/ Schmidt: Was wird aus Risikokindern? : Ergebnisse der
Mannheimer Längsschnittstudie im Überblick. In: Opp/ Fingerle/ Freytag:
Was Kinder stärkt : Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S.71-91).
Ernst Reinhardt, GmbH & Co. KG: München 1999

Lösel/ Bender: Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven
Prozessen : Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In: Opp/
Fingerle/ Freytag: Was Kinder stärkt : Erziehung zwischen Risiko und
Resilienz (S.37-59). Ernst Reinhardt, GmbH & Co. KG: München 1999

Masten/ Coatsworth: The development of competence in favorable and
unfavorable environments : Lessons from research on successful children.
American Psychologist 1998

Masten/ Best/ Garmezy: Resilience comes of age : Reflections on the past and outlook for the next generation of research. In: Glantz/ Johnson (Hrsg.): Resilience and development : Positive life adoptions. (S.281-196). Kluwer Academic/Plenum Publishers: New York 1999

Rutter: Protective factors in children's response to stress and disadvantage. In: Kent/ Rolf: Primary prevention of psychopathology (Vol. 3.: Social competence in children, S.49-74). NH: University Press of New England, Hanover 1979

Rutter: Resilience in the face of adversity : Protective factors and resistance to psychiatric disorder. British Journal of Psychiatry. 1985

Rutter: Psychosocial resilience and protective mechanisms. In: Rolf/ Masten/ Cicchetti/ Nuechterlein/ Weintraub (Hrsg.): Risk and protective factors in the development of psychopathology. Cambridge University Press: Cambridge 1990

Scheithauer/ Petermann: Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Kindheit und Entwicklung 8(1), 3-14, 1999

Scheithauer/ Petermann/ Niebank: Frühkindliche Entwicklung und Entwicklungsrisiken. In: Petermann/ Niebank/ Scheithauer (Hrsg.): Risiken in der frühkindlichen Entwicklung : Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre (S.15-38). Hogrefe: Göttingen 2000

Scheithauer/ Petermann: Frühkindliche Risiko- und Schutzbedingungen : Der familiäre Kontext aus entwicklungspsychologischer Sicht. In: Rollett/ Werneck (Hrsg.): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie (S. 69-97). Hogrefe: Göttingen 2002

Schoon: Risk and Resilience : Adaptations in Changing Times. Cambridge
University Press: Cambridge 2006

Speck: Risiko und Resilienz in der Erziehung : Pädagogische Reflexionen. In:
Opp/ Fingerle/ Freytag (Hrsg.): Was Kinder stärkt : Erziehung zwischen
Risiko und Resilienz. Ernst Reinhardt, GmbH & Co. KG, Verlag :
München et al. 1999

Thomas/ Chess: Temperament und Entwicklung. Enke: Stuttgart 1980

Tschann et al.: Resilience and vulnerability among preschool children : Family
functioning, temperament, and behavior problems. Journal of the
American Academy of Child and Adolescent Psychiatry: 35 (2), (S.184-
192) 1996

Werner/ Smith: Vulnerable but invincible : A study of resilient children. McGraw
Hill: New York 1982

Werner/ Smith: Overcoming the odds : High risk children from birth to adulthood.
Cornell University Press: Ithaka 1992

Werner: Protective factors and individual resilience. In: Shonkoff/ Meisels
(Hrsg.): Handbook of early childhood intervention (S.115-132).
Cambridge University Press: Cambridge 2000

Zimmermann: Bindung, interne und Arbeitsmodelle und Emotionsregulation :
Die Rolle von Bindungserfahrungen im Risiko-Schutz-Modell.
Frühförderung interdisziplinär, 19 (S.199-129) 2000

Internetquellen

<http://www.psychology48.com/deu/d/vulnerabilitaet/vulnerabilitaet.htm> Stand: 08-06-2009

<http://www.psychologie.uni-regensburg.de/Grossmann/?Forschung:Bindungsforschung> Stand: 26-05-2009

<http://www.psy.a.de/sichere-bindung-vs-unsichere-vermeidende-bindung-44.html>
Stand: 26-05-2009

<http://www.psy.a.de/unsicher-ambivalente-bindung-vs-desorganisiertes-verhaltensmuster-45.html> Stand: 26-05-2009

http://www.psychologie.uni-regensburg.de/Grossmann/?Forschung:Die_Bindungstheorie Stand: 26-05-2009

<http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/150/15034.htm> Stand: 17-06-2009

http://www.oecd.org/document/54/0,3343,de_34968570_35008930_41530998_1_1_1_1,00.html Stand: 17-06-2009

<http://www.kika.de/kika/eltern/spotfit/index.shtml> Stand: 15-06-2009

<http://www.swr.de/odyso/-/id=1046894/nid=1046894/did=2770154/1odub1m/index.html> Stand: 16-06-2009

<http://www.physci.ucla.edu/research/GomezPinilla> Stand: 15-06-2009

<http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/150/15034.htm> Stand: 17-06-2009

<http://llp.hs-nb.de/llp02/file.php/156/Studien/crcger.pdf> Stand: 15-06-2009

<http://hcd.ucdavis.edu/faculty/webpages/werner> Stand: 03-05-2009

<http://humandevelopment.ucdavis.edu/index.php> Stand: 03-05-2009

Digitale Medien

Dornes: Frühe Kindheit – Entwicklungslinien und Perspektiven. Festvortrag:
Kindeswohl und Elternverantwortung. Deutsche Liga für das Kind. DVD
des UC-TV GmbH: Hamburg 2007 (www.uc-tv.de)

Digitale Version der Bachelor Arbeit

PDF Datei

© Anja Rudolphi



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Hochschule Neubrandenburg
Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung
Studiengang Early Education

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, Anja Rudolphi, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Die aus fremden Quellen direkten oder indirekt übernommenen Gedanken habe ich als solche kenntlich gemacht.

Ort/Datum

Unterschrift